

Übersetzen^{01/14}

Würdigungen

- Eugen-Helmlé-Preis an Jürgen Ritte 1
Wieland-Preis an Eike Schöpfung 2
Übersetzerbarke an Bärbel Flad 4
Paul-Celan-Preis an Friedhelm Rathjen 5
Preise der Ledig-Rowohlt-Stiftung an
Jan Wagner, Alexander Nitzberg und Bernhard Robben 7

Veranstaltungen

- Das Handwerk des Übersetzens: Eine Tagung in München 8
Peter Handke auf dem Poesiefest des Düsseldorfer Heine-Hauses 9
Hieronymus in Hamburg – Ein gefundenes Fressen! 9
Hieronymustag in Bremen – zum Übersetzen von Lyrik 10
Gläsern Übersetzen im Doppelpack: Eine Veranstaltung des Münchner Übersetzer-Forums 10
Über den Freiburger Hieronymustag 11
Seminar »Über den Umgang mit Umgangssprache« im EÜK Straelen 11
Deutsch-Schwedische Werkstatt der Europäischen Übersetzerschmiede 12

Nachrufe

- Norbert Randow (1929–2013) 13
Peter Urban (1941–2013) 14

Rezensionen

- Vincenzo Merolle: The European Dictionary, A–C 15
Friedrich Hübner: Russische Literatur des 20. Jahrhunderts
in deutschsprachigen Übersetzungen. Eine kommentierte Bibliographie 15
Hans Schemann / Idalete Dias: Idiomatik Portugiesisch-Deutsch 16

Umschlag: Wolf Harranth's PC-Rubrik

48. Jahrgang, Januar–Juni 2014

60 Jahre Verband deutschsprachiger Übersetzer
literarischer und wissenschaftlicher Werke e. V.

WÜRDIGUNGEN

Denis Scheck

EUGEN-HELMLÉ-PREIS AN JÜRGEN RITTE

Saarbrücken, 2. September 2013, gekürzte Fassung

Dieser Beitrag ist leider nicht zur Veröffentlichung in unserem Online-Archiv freigegeben. Wenn Sie ihn lesen möchten, können Sie das entsprechende Heft auf der Website zsue.de bestellen, die Zeitschrift aus einer Bibliothek ausleihen oder unser Printarchiv im Europäischen Übersetzerkollegium in Straelen nutzen.

Werner von Koppenfels

WIELAND-PREIS 2013 AN EIKE SCHÖNFELD

Biberach, 5. September 2013, gekürzte Fassung

Wie ein guter Schauspieler hat auch der gute Übersetzer etwas Chamäleonhaftes an sich – er findet seine helle Freude darin, in die unterschiedlichsten, ja gegensätzlichsten Rollen zu schlüpfen. Und das tut Eike Schönfeld in beispielhafter Weise.

Persönlich bin ich ihm erst heute und hier begegnet – zwischen zwei Buchdeckeln waren wir schon einmal beisammen, als ich ein Nachwort zu einem von Wieland hochgeschätzten Roman des 18. Jahrhunderts schreiben durfte, den er für Manesse übersetzt hat: *Tom Jones* von Henry Fielding, auch dies ein europäischer Lieblingstext der Aufklärung. Die behaglich mäandernde Handlung und die humoristischen Ausschweifungen des Erzählers sind weltenweit entfernt von der bitteren Lakonik der happyendlosen Skizzen aus der amerikanischen Kleinstadt anno dazumal, für die Schönfeld heute den Wieland-Übersetzerpreis in Empfang nimmt. Wenn man sich nur in Auswahl die Verfasseramen zu einigen der unvorstellbar vie-

len Bücher durch den Kopf und über die Zunge gehen läßt, die Schönfeld in seinem knapp 30-jährigen Berufsleben aus dem Englischen und Amerikanischen übertragen hat, wird etwas von der historischen und stilistischen Spannweite seiner Arbeit deutlich: unter den Älteren neben Fielding Charles Darwin, Oscar Wilde, Joseph Conrad, Max Beerbohm und sogar Beatrix Potter, unter den Neueren Katherine Mansfield, Vladimir Nabokov, J.D. Salinger, Saul Bellow, Susan Sontag, Martin Amis, Jonathan Franzen, Richard Yates, Nicholson Baker, Alan Hollinghurst, Jeffrey Eugenides und andere mehr.

Angesichts der Vielzahl, Vielfalt und Qualität dieser Autoren zieht ein nebenberuflicher Übersetzer wie ich, der aus der Universitätsphilologie kommt und sich sogenannten schöngeistigen Gattungen wie Lyrik und Essayistik widmen darf, noch dazu meist aus älteren Epochen, erst einmal ordentlich den Hut.

Verbale Cocktails, sprachliche Fundgruben

Aber an Philologie fehlt es wahrhaftig auch Eike Schönfeld nicht, der aus Kurt Tucholskys Rheinsberg stammt, nicht allzu weit von hier, nämlich in Schwäbisch Hall, aufwuchs, in Freiburg Anglistik und Germanistik studiert und über *Oscar Wilde im Zerrspiegel der Parodie* promoviert hat, sicher kein Zufallsthema. Das Studium in England hat er sich als Barkeeper finanziert – kein schlechtes Training für den späteren Sprachmixer, der für seine verbalen Cocktails ja auch eine ebenso leichte wie sichere Hand braucht. Heute, und seit langem, lebt Eike Schönfeld wieder im hohen Norden, als ›freier‹ Übersetzer – aber wie frei ist man in dieser Branche?

Aus einer mehrjährigen Tätigkeit am Übersetzerkolleg in Straelen gingen, so vermute ich, u.a. zwei ebenso nützliche wie unterhaltsame Wörterbücher hervor. Das eine trägt den Titel *Alles Easy: Wörterbuch des Neudeutschen* und nimmt sich liebevoll, mit viel definitorischem Witz, der wichtigstuerischen Anglizismen an, die in unserer unter Spaßzwang und Werbegeglitzter leidenden Gegenwartssprache bekanntlich Legion sind. Das zweite, mit einigen Kollegen herausgegebene, heißt *Black English* und ist – nicht nur für Amerikanisten – eine sprachliche Fundgrube. Hier erfährt man beispielsweise, daß *auntjemimablack* soviel bedeutet wie »very black psychologically« (also: tiefschwarz in psychologischer Hinsicht – aber was mag das wieder bedeuten?) oder daß *to shoot the shit* soviel heißt wie »to talk for the sake of talking« (was ich hier definitiv nicht tue).

Leider ist dieses Lexikon einsprachig, sonst wäre es ein Stück Übersetzerische Utopie, denn nichts, nicht einmal Cockney oder Dialekte, überträgt sich so schwer wie das Schwarze Englisch. Das kommt nun gottseidank in dem modernen Klassiker, für dessen Übertragung Eike Schönfeld hier geehrt wird, nicht vor. Aber die berichtigt depressiven Geschichten aus dem Leben einer Kleinstadt in Ohio, wie sie der Untertitel zu Sherwood Andersons *Winesburg, Ohio* nennt, bergen andere Übersetzungsprobleme. Das Buch erschien 1919, und man spürt, daß der Schatten des Weltkriegs auf ihm liegt.

Geschichten der Ausweglosigkeit

Die zwanzig miteinander vernetzten, von einem denkbar lakonischen Erzähler präsentierten Figurenporträts sind zugleich milieutypisch und, in ihrer unterdrückten, kurz aufbrechenden und rasch wieder versickernden Emotionalität, stark individualisiert. Es sind allesamt Mini-Stories – Anderson ist ein Vater der amerikanischen Kurzgeschichte –, lauter Geschichten der Ausweglosigkeit. Der Erzähler beschwört diese Welt von erotischer Frustration und religiösem Wahn, von sinnloser Schufferei, Suff und Menschenhaß in kunstvoll dünnen Worten und im elementaren Nebeneinander meist knapper Hauptsätze. Ein farbigerer Wortschatz und eine reicher verästelte Syntax wären hier fehl am Platz, und der Übersetzer hält sich streng an diese Vorgabe. Hier eine kleine Kostprobe, aus dem Kapitel »Einsamkeit«:

Enoch Robinson glückte nie etwas. (Nothing ever turned out for Enoch Robinson). Er konnte recht ordentlich zeichnen, und in seinem Hirn verbargen sich viele seltsame Gedanken, die durch einen Malerpinsel womöglich zum Ausdruck hätten kommen können; doch er blieb immer Kind, was für seine weltliche Entwicklung von Nachteil war (but he was always a child and that was a handicap to his worldly development) ... Das Kind in ihm stolperte ständig über Dinge (The child in him kept bumping against things) ...

Wie man vielleicht an dieser Passage sieht, hat Andersons karger Stil seine eigene Eloquenz, zu der die überraschenden Metaphern wesentlich beitragen: *the child in him kept bumping against things*. Es sind meist kraß körperliche Bilder, passend für einen Ort, dessen Bewohner an unerfüllter Sehnsucht nach Berührung dahindarben und wo verzweifelt ausgestreckte Hände nicht ergriffen werden.



Eike Schönfeld und Susanne Höbel, Präsidentin des Freundeskreises zur Förderung literarischer und wissenschaftlicher Übersetzungen e. V.
Foto © Wieland-Stiftung

Schönfeld gibt diese Bildschocks eindringlich und konturen-scharf wieder, etwa das beunruhigend asymmetrische Augenpaar des Ortsarztes: »Das Lid des linken (Auges) zuckte; es fiel herab und fuhr hoch ... als wäre es eine Fensterjalousie und jemand stünde im Kopf des Doktors und spielte mit der Schnur« (43); oder eine Seite später, als der Doktor im Gespräch aufgeregt die Finger aneinander reibt: »Je erregter er wurde, desto tiefer wurde das Rot an seinen Fingern. Es war, als wären die Hände in Blut getaucht worden und es wäre getrocknet und verblaßt.« (44)

Lakonische Reihung, elektrisierende Metaphern

Der Spannung zwischen der lakonischen Reihung von Aussagesätzen und der elektrisierenden Metapher entspricht in gewisser Weise der Wechsel zwischen der leerlaufenden Alltagsroutine und den fiebrigen, folgenlosen Ausbruchsversuchen der Winesburger, v. a. dann, wenn ihnen ein unerwartet intensives Erleben der Natur die trügerische Verheißung eines »anderen« Lebens vorhält, von möglicher Fülle, wo bisher nur Leere herrschte. Auch diese erzählerische Fieberkurve hält der Übersetzer stilkonform fest, etwa bei der einsamen Frau, die in einer Regennacht das unabweisbare Verlangen überkommt,

nackt durch die Stadt zu laufen und sich dem ersten Besten in die Arme zu werfen:

Ohne zu überlegen, was sie tat, rannte sie durch das dunkle Haus nach unten und hinaus in den Regen ... Seit Jahren hatte sie keine solche jugendliche Kühnheit in sich gespürt. Sie wollte springen und rennen, schreien, einen anderen einsamen Menschen finden und ihn umarmen ... (129)

Es wird nichts, es ist ein tauber Alter, wieder nur ein Mißverständnis. Oder der Farmarbeiter, der beim Leuchten der Abendsonne seinen Arbeitskittel abwirft:

Die niedrigen Hügel waren alle mit Farben getuscht, und selbst die kleinen Buschgruppen waren erfüllt von Schönheit. Die ganze Welt schien Ray Pearson von etwas erfüllt zu sein ... Er ertrug es nicht. Auf einmal vergaß er, daß er ein stiller alter Knecht war; er warf den zerschlissenen Mantel von sich und rannte übers Feld. Im Rennen schrie er einen Protest gegen sein Leben hinaus, gegen alles Leben, gegen alles, was das Leben häßlich macht. (237)

Auch dieser emotionale Höhenflug endet in der Antiklimax:

Ray Person verlor den Mut, und das ist denn auch das Ende der Geschichte von dem, was mit ihm geschah.

Auf ihre Weise ergeht es so auch der todkranken Elizabeth Willard, nachdem sie sich aus der letzten Umarmung ihres Lebens losgerissen hat:

Sie lief auf die Straße, und das Blut sang noch in ihrem Körper, doch als sie von der Main Street abbog ... begann sie zu zittern, und ihr schlotterten die Knie, so daß sie einen Augenblick lang dachte, sie fiel auf der Straße hin. (263)

Bewahrung des Verwachsenen und Süßen

Die Charaktere werden nicht, wie bei Flaubert, aus klinischer Distanz betrachtet und unters psychologische Mikroskop gelegt. Die erzählende Stimme gibt sich zwar unbeteiligt, aber die Geschichten sind allesamt, aus einem Gefühl der Trauer über so viel ungelebtes Leben, elegisch getönt. Einen Schlüssel zu ihrem Verständnis gibt uns der Erzähler selbst, wenn er über eine der ersten Stories sagt, sie sei »köstlich wie die verwachsenen kleinen Äpfel in Winesburgs Obstgärten ... In einer kleinen runden Stelle außen am Apfel hat sich dessen ganze Süße gesammelt. Man läuft über den gefrorenen Boden von Baum zu Baum, pflückt die schrumpeligen, verwachsenen Äpfel und füllt sich damit die Taschen. Nur wenige kennen die Süße der verwachsenen Äpfel.« (26f.)

Eike Schönfeld hat das Verwachsene und das Süße an diesen nur scheinbar glanzlosen Geschichten liebevoll bewahrt, auf Deutsch wieder sichtbar gemacht und gezeigt, daß Übersetzung eine Form der Nachreife exemplarischer Texte ist – in diesem Fall von der unschrumpeligen Sorte. Dafür haben wir ihm zu danken, und es ist hochehrfrohlich, daß dieser Dank auch einmal in materieller Form abgestattet wird.

Hinrich Schmidt-Henkel

ÜBERSETZERBARKE AN BÄRBEL FLAD

Frankfurt am Main, 9. Oktober 2013

Die Übersetzerbarke verleiht der Verband der Literaturübersetzer Persönlichkeiten oder Institutionen, die sich in besonderer Weise um das Übersetzen oder die Literaturübersetzer verdient gemacht haben. Dieses Jahr hat die unabhängige Jury, bestehend aus unseren Kollegen Christiane Buchner, Frank Heibert und Tobias Scheffel, sie Bärbel Flad zuerkannt, der Lektorin, ja Lektorenlegende Bärbel Flad.

Lektorenlegende mit hohem Ethos

Bärbel Flad müsste im Prinzip nicht nur eine Auszeichnung von den Übersetzern erhalten, im Prinzip müsste ihr Verlag, Kiepenheuer & Witsch in Köln, eine zusätzliche Auszeichnung für sie erfinden. Vierzig Jahre im selben Haus! – Buchhändlerlehre dort Anfang der 60er Jahre, danach Studium und freie Mitarbeit, nach dem Studium Festanstellung, 1981 Übernahme des Auslandslektorats, und das bis zur Rente, nein, auch danach, wieder als Freie, feiner gesagt als »Senior Editor«.

Auslandslektorat – das ist das Stichwort. Literatur im Ausland entdecken und ins Deutsche bringen, dazu braucht es Spürsinn, und dazu braucht es ein Ethos im Umgang mit den Übersetzern. Die wunderbar pragmatische Bärbel Flad wird jetzt vielleicht sagen, ach was, Ethos, man muss einfach ordentlich miteinander umgehen. Ja ja, schon wahr. Dass aber ordentliches Miteinanderumgehen zur Zuerkennung der Übersetzerbarke führen würde, so bescheiden sind wir dann doch noch nicht, trotz des heute zu beklagenden Niedergangs der Lektoratskultur. Einer Kultur, die von Bärbel Flad und jenen, die von ihr gelernt haben, hochgehalten wird. Unbestechliches Bestehen auf der Qualität der gemeinsamen Sache, Respekt vor den Belangen aller Seiten, garniert mit der Fähigkeit, sich und



Bärbel Flad Foto © Frankfurter Buchmesse / Nurettin Çiçek

andere nicht zu ernst zu nehmen, schon gar keine angemessenen Autoritäten, ein feines Ohr, Sprachmacht, unverkrampfte Sorgfalt, Fürsorge und Strenge ... dazu furchterregender Fleiß und ein fast noch fürchterlicheres Talent zum Frühaufstehen – oder Zwang zum Frühaufstehen, und fürchterlich vor allem für sie selbst ...?

Lösung von Denkkrämpfen und heiklen Situationen

Jeder, der mit Bärbel Flad gearbeitet hat, denkt mit Entzücken an die mit Bleistift beschriebenen Blätter voller Anmerkungen, mit denen sie die redaktionellen Korrekturen begleitet. Wie sie mit einem »jetzt stellen wir uns mal ganz dumm« einen der typischen übersetzerischen »Denkkrämpfe« auflöst. Wie sie darauf achtet, sich mit Änderungsvorschlägen nicht selbst »reinzuzuquetschen« – auch das ihr eigenes Wort. Wie sie im Verlag für unsere Belange wirkt und sich auch nach außen vor die Übersetzer stellt, notfalls selbst dem Autor gegenüber.

Ich rede aus eigener Erfahrung. Da gibt es einen Autor, der gut deutsch kann, wirklich sehr gut. Mittlerweile arbeite ich auch bestens mit ihm zusammen. Aber bei meiner ersten Übersetzung eines seiner Bücher konnte er so gar nicht darüber hinwegkommen, dass ich vieles anders machte, als wenn er seinen Text selbst ins Deutsche übersetzt hätte. Das hätte leicht eine ganz und gar verfahrenere und verhakte Situation werden können. Bärbel Flad reiste zu ihm, wo sie in vielen langen, geduldigen Stunden meine Sache verteidigte. Ich hatte ihr freie Hand gegeben und gesagt: »Was du mit ihm aushandelst, ist in Ordnung.« So jemanden muss man erst mal finden, dem man das sagen kann.

Aktiv in der Nachwuchspflege

Bärbel Flad hat immer aktiv Nachwuchspflege betrieben – auf Lektoren- wie auf Übersetzerseite. Zahlreiche Kollegen berichten, dass sie viel von ihr gelernt haben, einfach so, als Nebenprodukt der Zusammenarbeit. Außerdem hat sie in den 90er Jahren im Studiengang »Literaturübersetzen« in Düsseldorf Berufskunde unterrichtet. Sie gab und gibt ihre Kenntnisse weiter in den Seminaren des Übersetzerfonds mit dem Titel »Wie redigiere ich mich selbst?«, die sie gemeinsam mit unserer Kollegin Rosemarie Tietze hält. So lässt sie uns auch im sogenannten Ruhestand weiter von ihrer immensen Erfahrung profitieren. Das tut sie übrigens auch bei den vielen, vielen Gesprächen auf unserer jährlichen Arbeitstagung, zu der sie regelmäßiger anreist als irgendeine Lektorin sonst; sie gehört einfach dazu! Und oft genug gehört sie zu den Letzten in jenen langen Nächten aus Gespräch, Tanz und Genuss, in denen sie uns bisweilen rückblickend an 50 Jahren Geschichte des Literaturmachens teilhaben lässt, von der Zeit an, wo sie Heinrich Bölls rechte Hand bei der Übertragung von Salingers *Der Fänger im Roggen* war (sie selbst sagt dazu: Rechte Hand? Iwo, seine Tippse war ich!), bis dahin, wie sie Don DeLillo für Deutschland entdeckte, einen Autor, der Lektoren wie Übersetzern – und auch den Lesern – alles abverlangt und alles gibt. Die Reihe der von ihr auf Deutsch betreuten Autoren ist lang und illuster.

Verbindung von Offenheit und Prägnanz

Die Übersetzerbarke hat die Gestalt eines jeweils eigens geschaffenen Kunstwerks. Dieses Mal ist es ein Gemälde des in Bonn lebenden italienischen Malers Enrico Calderoni, ebenfalls eines großen Übersetzerfreundes, den wir sehr herzlich in unserer Mitte begrüßen: Benvenuto, Enrico! Sein Bild heißt *Nuotatrice chi traduce l'ombra – Schwimmerin, den Schatten übersetzend* und stammt aus einer Werkreihe von traumähnlich durchs Wasser, durch die Luft, vielleicht auch durch Gedanken oder Sprache schwimmenden Figuren. Die abstrakten Räume, in denen sie sich bewegen, lassen viele Assoziationen zu, sie sind eine Verbindung von Offenheit und Prägnanz.

Liebe Bärbel, die Übersetzerinnen und Übersetzer sind dir voller Freundschaft und Respekt verbunden. Es ist uns ein großes Vergnügen, dir die diesjährige Übersetzerbarke zu überreichen.

Hans-Christian Oeser

PAUL-CELAN-PREIS AN FRIEDHELM RATHJEN

Frankfurt am Main, 10. Oktober 2013, gekürzte Fassung, die vollständige Fassung erschien in *Schreibheft*, Nr. 82

Das Motto, unter dem diese Verleihung stehen könnte, hat uns der diesjährige Preisträger mit dem doppelsinnigen Namen seines 2004 gegründeten Eigenverlags Edition ReJoyce selbst an die Hand gegeben. *Rejoice*, das will sagen: Jauchzet, frohlocket. *Re Joyce*, das will sagen: alles, was James Joyce betrifft. Und tatsächlich heißt das Zentralgestirn am literarischen Firmament Friedhelm Rathjens zweifellos James Augustine Aloysius Joyce – allein zu diesem einen irischen Jahrhundertautor zähle ich in Rathjens umfänglicher Publikationsliste vierzehn Buchveröffentlichungen einschließlich einer rororo-Monographie sowie sechs Buchübersetzungen.

Wäre James Joyce ein Gott, er würde keine anderen Götter neben sich dulden. Doch Rathjen ist so frei, auch andere Hausgötter zu verehren. Da ist etwa Joyces Adlatus und Antipode Samuel Beckett, vertreten mit neun Buchtiteln, darunter ein wunderbarer Essay über das Fahrrad, »ein treffliches leichtes Gerät mit Holzfelgen und roten Reifen« und wiederum eine rororo-Monographie über Leben, Werk und Wirkung. Und es finden sich bei Rathjen noch andere große Namen der Weltliteratur wie Robert Louis Stevenson, Herman Melville, Mark Twain

oder Henry James, Namen, mit denen sich die Weite seines geistigen und literarischen Horizonts abstecken läßt, eines Horizonts, der in diametralem Gegensatz zu dem engen geographischen Radius seiner niedersächsischen Herkunftsregion und seiner nordfriesischen Wahlheimat steht. *Handreichungen und Fußnoten zur Weltliteratur*, so ein weiterer Buchtitel, sind denn auch das Hauptgeschäft des Essayisten Friedhelm Rathjen.

Unverstellter Blick von Emmelsbüll-Horsbüll auf England

Vermutlich ist es ihm, dem 1958 in Westerholz im niedersächsischen Scheeßel Geborenen, nicht an der Wiege gesungen worden, daß er in die große, weite Welt hinausziehen würde, nach Münster, zu einem sechsjährigen Studium der Publizistik, Germanistik und Anglistik, daß er sich bereits mit fünfundzwanzig Jahren erfolgreich als Literaturkritiker und wenig später als profilierter Literaturwissenschaftler betätigen würde, vielleicht auch nicht, daß er nach Scheeßel zurückkehren oder sich, wie vor wenigen Jahren geschehen, in Emmelsbüll-Horsbüll niederlassen würde, Orte, die ihre Kleinheit schon im Namen tragen. In den Augen mancher mögen sie tiefste Provinz sein, doch sie waren und sind das Zentrum einer unermüdlichen und erstaunlich mannigfaltigen Tätigkeit im Dienste der Literatur. Vor dem



Friedhelm Rathjen Foto © Katrin Samulowitz

Eintreffen des Verlegers Carl Gottlob Beck porträtierte Wilhelm Ludwig Wekhrlin die Stadt Nördlingen folgendermaßen: »25 Leser, 1 Schreiber und 2 Denker machen die Republik der Vernunft aus.« Wird man eines Tages über Emmelsbüll-Horsbüll lesen können: »1 Leser, 1 Schreiber, 1 Denker, 1 Übersetzer, 1 Selbstverleger – all diese jedoch in Personalunion – machten das Königreich der Imagination in der Gemeinde aus«?

Selten hat es einen so vielseitigen, mit Jean Paul möchte man sagen: allkräftigen, Literaturübersetzer gegeben wie Friedhelm Rathjen, der, anders als wir Feld-, Wald- und Wiesenübersetzer, auch als Lyriker, Prosaautor, Reiseschriftsteller, Biograph, Herausgeber, Rezensent und eben als Verleger hervorgetreten ist und sich als Deuter, Mittler, Brückenbauer große Verdienste um die englischsprachige, namentlich die irische und die amerikanische Literatur erworben hat. Aber wie sollte es anders sein? Wer im Ortsteil Südwesthörn vor die Haustür tritt, hat, von der unbedeutenden Insel Sylt einmal abgesehen, einen unverstellten Blick auf England. Gleich dahinter kommt Irland, *next stop Manhattan!*

Irland erradelt, Arno Schmidt verbunden

Rathjens ungeteilte und ungebrochene Zuneigung gilt der Grünen Insel, die er viele Male bereist, nein: erradelt hat – recherchierend, reflektierend, räsionierend, rezensierend. Dutzende und Aberdutzende irischer Autoren: Vorgänger, Zeitgenossen,

Nachfahren von James Joyce hat er besprochen oder porträtiert. Doch zu all diesem Fremden gibt es ein einheimisches Gegengewicht, einen Dichter, der in der Abgeschiedenheit der Heide lebte, ohne deswegen Heidedichter zu sein: Arno Schmidt, ein weiteres wirkmächtiges Vorbild, dem Rathjen einen Großteil seiner publizistischen Energie gewidmet hat und dem er überdies seit 2009 als Herausgeber des *Bargfelder Boten* verbunden ist. Zwischen der amerikanischen und irischen Literatur und dem Werk Arno Schmidts konnte er zahlreiche Verbindungslinien ziehen, und es ist anzunehmen, daß die intensive Beschäftigung mit Arno Schmidt als Schriftsteller wie auch als Übersetzer Spuren in seinem eigenen Übersetzerischen Schaffen hinterlassen hat.

Ein Übersetzerstreit schärft den Blick

Um die Übersetzerische Leistung Friedhelm Rathjens angemessen würdigen zu können, muß ich etwas weiter ausholen. Jede Disziplin hat ihren Streit, einen Streit, der die Fronten abstecken, den Blick auf den Gegenstand schärfen und das eigene Selbstbild bestimmen hilft. Die Historiker trugen 1986/87 ein gutes Jahr lang die Habermas-Kontroverse aus. Die Übersetzer kreuzten gleich zweimal die Klingen: 1992/93 in der Debatte um Hanswilhelm Haefs Übersetzung des Romans *Lemprière's Wörterbuch* von Lawrence Norfolk, ausgelöst von einem vielerorts als unsolidarisch empfundenen Offenen Brief von elf seiner Kollegen, und 2001 im öffentlichen Eklat um die konkurrierenden Neuübersetzungen des amerikanischen Klassikers *Moby Dick* durch Matthias Jendis und Friedhelm Rathjen. Für einen als unsichtbar geltenden Berufsstand schlugen beide Debatten vergleichsweise hohe Wellen. Rathjen wurden Sperrigkeit, Affektiertheit, Manieriertheit, sturer Genauigkeitswahn und ein »sklavisches Kleben am Original« vorgeworfen; er rechtfertigte sein Vorgehen mit dem Verweis auf die stilistische Brüchigkeit des Originals und attackierte die vorherrschende Tendenz zur Zähmung eines widerspenstigen Ausgangstextes, den unzulässigen Hang zur stilistischen Glättung, den mangelnden Mut zur Originalität. Es war der klassische Konflikt zwischen jenen beiden Strategien, die Friedrich Schleiermacher als *Hinübersetzen* und als *Herübersetzen* definierte, Strategien, die uns auch als verformendes und einbürgerndes Übersetzen bekannt sind.

Ich will an dieser Stelle weder für das eine noch für das andere Lager Partei ergreifen, weder für Friedhelm Rathjens radikales Wörtlichkeitsethos, seinen – wenn ich so sagen darf – translatorischen Fundamentalismus, noch für das Ideal einer gefälligen Lesbarkeit, bei der jeder Satz sorgsam geplättet, gebügelt und gefaltet wird, bis er den Anforderungen einer hyperkorrekten Übersetzerischen Einheitssprache genügt. Vielmehr möchte ich Ihre Aufmerksamkeit darauf lenken, daß die mit aller Heftigkeit geführte Debatte eine klärende Wirkung hatte. Unzweifelhaft trug sie dazu bei, das Bewußtsein sowohl der professionellen Literaturübersetzer wie das eines breiteren literarisch interessierten Publikums für zwei grundlegende und im Grunde genommen selbstevidente Wahrheiten zu schärfen: daß, wer eine Übersetzung liest, niemals das Original liest und daß, wer eine Übersetzung anfertigt, sie niemals im Verhältnis eins zu eins anfertigen kann – zwei gewichtige Einwände gegen die vorgebliche Selbstidentität von Original und Übersetzung.

Unverwechselbarer Fingerabdruck

Übersetzungen sind stets Produkt und Resultat einer je eigenen Ausdeutung, einer je eigenen geistigen Anstrengung, einer je eigenen sprachlichen Schöpferkraft. Sie entspringen – und das hat die Debatte um *Moby Dick* mit aller Deutlichkeit vor Augen geführt – einer sei es bewußten, sei es unbewußten kulturellen Haltung, sozialen Konditionierung, politisch-ideologischen Motivation, einem intellektuellen Habitus, einem erworbenen Sprachgestus und einer ästhetischen Strategie, in die alle individuelle Lektüre-, Lebens- und Welterfahrung des Übersetzenden Subjekts eingeflossen ist. Demnach gilt, was Paul Celan,

der Namenspatron dieses renommierten Preises, über den Dichter gesagt hat – nämlich daß er »immer nur ein unter dem besonderen Neigungswinkel seiner Existenz sprechendes Ich« sei –, fraglos auch für den Übersetzer. Dieser prägt der Übersetzung, und dadurch mittelbar auch dem Original, den Stempel seines eigenen Ichs auf, er verschwindet nicht in seinem Werk wie, der chinesischen Legende zufolge, der Maler in seinem Bild, sondern hinterläßt seine unverkennbare Handschrift, seinen unverwechselbaren Fingerabdruck, gleichviel, ob er sich der akribischen Nachbildung von Syntax und Semantik oder einem eher freieren Umgang mit dem Original verpflichtet fühlt.

Mag auch das Betätigungsfeld des Übersetzers auf die Sprache beschränkt sein – Beobachtungsgabe, Erfindungskraft und die Fiktionalisierung von Erfahrenem, Erlebtem oder Erforschtem entfallen bei einem literarischen Derivat wie einer Übersetzung natürlich –, so gilt doch seine originale Formkraft dem wesentlichen: dem sprachlichen Aspekt des sprachlichen Kunstwerks. Um Paul Celan abermals zu zitieren: »Dichtung – das ist das schicksalhaft Einmalige der Sprache.«

Und so sind sowohl der 2009 verstorbene Matthias Jendis, dem wir ein ehrendes Andenken bewahren, wie auch der heute Abend ausgezeichnete Friedhelm Rathjen einem je eigenen Kompaß gefolgt. Von diesen beiden war Rathjen unbestreitbar derjenige mit dem größeren Eigensinn – ein Begriff, dem ich den negativen Beigeschmack nehmen möchte. Rathjens Eigensinn bestand darin, die Eigentümlichkeiten des Originals bis ins Sinnliche hinein, bis in den Klang und den Rhythmus hinein nachbilden zu wollen. Vielleicht tat er der deutschen Sprache dabei auch weh, vielleicht waren dies die Wehen des eigenen Wortes.

Ausgleichende Gerechtigkeit

So, wie das eigensinnige Kind im gleichnamigen Märchen der Brüder Grimm mit härtesten Strafen bedacht wird, glaube ich behaupten zu dürfen – doch ist dies nur eine Vermutung, für die ich keinerlei Beleg habe –, daß Rathjen in der Folgezeit mit einem Bannfluch belegt wurde. Es wäre ein Lehrbeispiel dafür, wie rasch der Literaturbetrieb hierzulande jemanden ausgrenzen kann, der in grundsätzlichen Fragen anderer Auffassung ist. Oder weshalb ist der Übersetzer Rathjen nach dem Erscheinen seines *Moby Dick* im Jahre 2004 sieben Jahre lang verstummt? Es dürfte auch kein Zufall sein, daß sich Rathjen im Augenblick der größten Anfeindungen auf seine Stärke als Publizist besann und jenen Selbstverlag ins Leben rief, der es ihm ermöglichte, seine zahlreichen Essays, Aufsätze, Artikel und Buchbesprechungen über den Tag hinaus zugänglich zu machen. So sammelte er seine »Leitfäden« und »Erkundungen« unter Titeln wie *Die grüne Tinte*, *Dritte Wege*, *weder noch, Durch dick und dünn*, *Inselwärts* oder *Strandfunde*.

Insofern ist es vielleicht auch ein Akt ausgleichender Gerechtigkeit, um nicht zu sagen: der Rehabilitierung, den diesjährigen Paul-Celan-Preis einem Mann zu verleihen, der unbeirrbar seinen Weg gegangen ist. Mit jeder seiner Übersetzungen schreibt er gegen die törichte Bemerkung eines Karl Kraus an, »daß der Beweis für ein Sprachwerk dessen Unübersetzbarkeit« sei. Da ist es von unschätzbarem Vorteil, daß Friedhelm Rathjen seine berufliche Laufbahn als Literaturkritiker und -wissenschaftler begonnen und sie unter Ansammlung stупender Kenntnisse fortgeführt hat. So vereinigt er in sich stets den analysierenden Literaturwissenschaftler und den kreativen Sprachkünstler.

Es ist das denkbar größte Paradox: Gehen wir von der Subjektivität jeder Interpretation, schon der des *common reader*, erst recht der des professionellen Übersetzers, aus, so hört das Original als fixe, unverrückbare Größe zu existieren auf, und doch erkennen wir es als einzige Autorität an und die Loyalität ihm gegenüber als das höchste Gebot. Dabei erweist jeder kritische Vergleich, daß es bereits beim einfachsten Text, ja beim einfachsten Satz so viele Les- und Wiedergabearten

wie Übersetzer gibt. Eine Akzentuierung der unausweichlichen Subjektivität der Übersetzerischen Leistung will keinem Bewertungsrelativismus, keiner Nivellierung das Wort reden. An Qualitätsunterschieden zwischen einzelnen Übersetzungen ist festzuhalten; es gibt Erkenntnisfortschritte, größere Exaktheit des Ausdrucks, größeres Gespür für intra- und intertextuelle Zusammenhänge oder auch nur eine größere handwerkliche Sorgfalt.

Beindruckendes sprachliches Register

Dies mag die Übersetzung verdeutlichen, für die Friedhelm Rathjen außer für sein umfangreiches Gesamtwerk heute Abend vorrangig ausgezeichnet wird: seine 2012 im Manesse Verlag erschienene Neuübersetzung des Romans *Ein Porträt des Künstlers als junger Mann* von James Joyce. In ihrer Begründung befand die Jury, Rathjen verfüge über ein »beindruckendes sprachliches Register, zwischen kindlichem und erwachsenem Sprechen, zwischen Umgangssprache und gelehrtem Diskurs«; für die »Eigentümlichkeiten, vor allem aber für die unterschiedlichen Sprechweisen und Stilebenen in Joyce' Roman« habe er »überzeugende deutsche Lösungen gefunden«.

The proof of the pudding is in the eating, wie der Engländer sagt. Machen wir also die Probe aufs Exempel, auch wenn wir uns mit einer Mikroanalyse des Anfangssatzes begnügen müssen, des Toreingangs in einen Bildungsroman, der die Emanzipation des jungen Stephen Dedalus von der gesellschaftlichen Realität der britisch-römischen Doppeltyrannei Kolonialmacht und Kirchenmacht, seinen Weg zur Kunst und seinen Aufbruch ins Exil zum Gegenstand hat.

Bei James Joyce lautet dieser erste Satz: »Once upon a time and a very good time it was there was a moocow coming down along the road and this moocow that was coming down along the road met a nicens little boy named baby tuckoo ...« Georg Goyert (1926) übersetzt diesen Satz folgendermaßen: »Vor vielen, vielen Jahren – war das eine herrliche Zeit – kam eine Muhkuh über die Straße, und die Muhkuh, die da so über die Straße kam, begegnete einem netten, kleinen Jungen, und der hieß Spätzchen ...« Bei Klaus Reichert (1972) lesen wir: »Es war einmal vor langer Zeit und das war eine sehr gute Zeit da war eine Muhkuh die kam die Straße herunter gegangen und diese Muhkuh die da die Straße herunter gegangen kam die traf einen sönen tleinen Tnaben und der hieß Tuckuck-Baby ...« Bei unserem Preisträger wiederum heißt es: »Es war einmal zu einer Zeit und eine sehr gute Zeit war's da kam eine Muhkuh die Straße entlang und diese Muhkuh die da die Straße entlangkam traf ein feines kleines Jungchen das hieß Baby Tuckuck ...«

Wie also lautet der Befund? Es zeigt sich, daß unerschütterliches Vertrauen ins Original und sorgfältigste Handhabung der eigenen Sprache eine Fassung ergeben, die präzise und klangvoll ist, aus einem Guß und nuanciert. Denn was uns am Original allererst auffällt, das sind der uns aus dem Märchen vertraute formelhafte Beginn, die Wiederholung des Wortes *time* und der Verlaufsform *coming down along the road* sowie drei offenbar der Babysprache entnommene Wörter, zwei davon Neuschöpfungen (*moocow*, *nicens*, *baby tuckoo*). Friedhelm Rathjens Satz ist knapper, konziser, rhythmischer als die seiner Vorgänger und wäre auch dann die bessere, die beste Übersetzung gewesen, wenn er es bei einem »feinen kleinen Jungen« belassen hätte. Aber erst sein »feines kleines Jungchen« ist der eigentliche Geniestreich, der sowohl James Joyce Gerechtigkeit widerfahren läßt als auch souverän mit den Möglichkeiten der deutschen Sprache spielt.

In einem Land, in dem mittlerweile nicht nur Lifestyle-, sondern Mindstyle-Magazine feilgeboten werden, tut ein Geist wie Friedhelm Rathjen – unabhängig, wach, belesen, gebildet, sprachmächtig – mehr als gut, er tut not. Wenn Goethe das Übersetzen als »eins der wichtigsten und würdigsten Geschäfte in dem allgemeinen Weltverkehr« ansieht, so haben wir in

Friedhelm Rathjen einen wichtigen und würdigen, ja einen preiswürdigen Vertreter dieser notwendigen Zunft. *Rejoice!*

Sabine Baumann

PREISE DER LEDIG-ROWOHLT-STIFTUNG

Frankfurt am Main, 11. Oktober 2013

Niko Hansen begrüßte, Michael Naumann war wieder dabei und ergriff später auch spontan das Wort, um Anekdoten über Hemingway und seine frühe Übersetzerin sowie über einen Dolmetscher bei den Nürnberger Prozessen zu erzählen. Erinnert wurden an Ruth Liepman, die Gründerin der gleichnamigen Agentur, und Helmut Frielinghaus, Dank ging an die Jury und an Stefan Holtzbrinck, gratuliert wurden dem Dörlemann Verlag und S. Fischer für den Nobelpreis an Alice Munro, eine Meisterin der von Heinrich-Maria Ledig-Rowohlt so geliebten Short Story.

Von »Jaywalkern«, Chamäleons und Eierdieben

In seiner Laudatio auf den Paul-Scheerbarth-Preisträger Jan Wagner ließ sich der Münchener Anglist Tobias Döring von Simon Armitages Gedicht »The Jay« inspirieren. Ein »jay« könne ein schlichtes Gemüt sein, aber »jaywalking«, bei Rot über die Ampel gehen, sei gefährlich, und der Übersetzer müsse daher Geschick beim Überqueren der Sprachgrenzen besitzen, um die Paradoxien, von denen Lyrik lebt, sicher hinüberzubringen, auch ein gewisser Respekt sei dazu nötig. Für Döring ist das Chamäleon das Wappentier der Übersetzer, die in der Übersetzung selber verschwinden, sich unsichtbar machen. Wobei Jan Wagner, als Autor und Herausgeber von fünf Lyrikbänden, auch gezeigt habe, in welchen Farben Übersetzungen schillern können. Den nötigen Verwandlungsprozess illustrierte Döring mit einem Gedicht des Namensgebers des Preises: »Was ist ein Original? / Ein Ei ohne Schal'« – womit klar sei, dass es, das Original, gekocht werden müsse. Das englische Wort »poaching« beweise mit seiner Zweitbedeutung »stehlen«, dass Übersetzer nicht nur wandlungsfähige Chamäleons, sondern auch Meisterköche bzw. -diebe sein müssten.

Jan Wagner sah bei allem Verzicht, den Lyrikübersetzung leiste, und bei aller Dienstbarkeit auch die Vorteile, die es bedeute, einen poetischen Sparringpartner zu haben und nicht servil sein zu müssen. Anhand einer Übersetzung des Gedichtes »Errata« von Kevin Young, einem Blueslyriker in der Tradition der Harlem Renaissance, der aus fehlerhaften Liebesfloskeln neue Bedeutungen erschafft, führte er virtuos und mit ungeheurer komischer Wirkung dessen Prinzip des kreativen Irrtums anhand ähnlich verballhornter deutscher Liebesschwüre vor. Auch wenn es für ihn eine traumatische Erfahrung gewesen sei, mit dieser Gedichtübersetzung zu Bluesmusik öffentlich aufzutreten, sehe er weiterhin in dem viel beschworenen Verlust durch Übersetzen einen Gewinn.

In die Wiege gelegte Wortmusik

Der Galiani-Verleger Wolfgang Hörner lobte den Scattered-Preisträger Alexander Nitzberg, der in Moskau zweisprachig aufgewachsen sei und die deutsche Schule besucht habe, dafür, dass der heute in Wien lebende »Pionier und Erkunder literarischer Landschaften« sich in verschiedenen Sprachen und Epochen auskenne, zahlreiche Autoren übersetzt und zu den unterschiedlichsten Bänden Nachworte beigezeichnet habe. Seine Mutter habe bei seiner Geburt Bulgakows Roman *Meister und Margarita* gelesen und ihm diese moderne Sprachinfo buchstäblich in die Wiege gelegt. Für die Neuübersetzung dieses großen Romans der russischen Moderne erhalte er den Preis.

Alexander Nitzberg unterschied in seiner Dankrede metrische von poetischen Übersetzungstheorien und plädierte

für die Poesie. Dabei gehe es immer um die Erschaffung einer neuen Welt, die echter zu sein habe als die »echte« Welt, mit der sie aber eine innere, verborgene Ähnlichkeit verbinde – so wie zwischen Original und Übersetzung auch. Besonders feierlich demonstrierte Nitzberg sein eigenes »mythisches« Verfahren durch die Rezitation des Gedichts »Die Übertragung« von dem Dichter und Übersetzer Dmitri Ussow auf Russisch und Deutsch. Die Musik der Worte wurde hier besonders deutlich.

Eine stille Form des Method Acting

Die indischstämmige britische Schriftstellerin Priya Basil führte Bernhard Robbens Weg zum Übersetzen auf seinen Berufswunsch als Kind zurück, Leser werden zu wollen, denn Übersetzen sei eine Form des Lesens. Robben, dem der Ledig-Rowohlts-Preis für sein Lebenswerk verliehen wurde, habe sich anfangs als Literaturkritiker betätigt und trete auch heute noch häufig als Moderator von Lesungen auf. Dabei werde deutlich, dass man immer eine ganze Kultur übersetze und daher bis in die Fingerspitzen kennen müsse. Basil erzählte, wie häufig Robben dabei Detektivarbeit geleistet habe und für einen Roman zum Weltkriegsexperten geworden sei oder wie er einmal beim jamaikanischen Konsulat angerufen und die Mitarbeiterin in ein Gespräch verwickelt habe, um den besonderen jamaikanischen Akzent im Deutschen einzufangen. Diesen wiederzugeben, sei eine stille Form des Method Acting. Robben sei Ian McEwans Schatten, Nadeem Aslams Doppelgänger. Doch der Übersetzer bleibe dabei hinter den Kulissen, aber bei aller Erfindungskraft, mit der er aus den englischen Flipflops deutsche Schlipp-schlapps macht, sei seine Präzision eine Form der Hingabe. Das Moderieren betreibe Robben ebenfalls wie eine vorübergehende Übersetzung und lese grundsätzlich das ganze Werk eines Autors zur Vorbereitung. Auch deswegen sei, so Basil, Übersetzung eine Verfeinerung der Zivilisation. Sie hoffe, dass er, der über hundert Bücher übersetzt habe, auch eines Tages ein Buch von ihr übersetzen werde. Denn sie wisse, wie sehr er in seine Arbeit eintauche, was sich an seiner hoch gelobten Übersetzung des Romans *Stoner* von John Williams zeige, in den Robben Echos der irischen Lyrik, die er eingeatmet habe, einfließen ließ und mit dessen Helden er sich identifizieren konnte. Kein Wunder, dass er das Übersetzen vermisst habe, als er es einmal längere Zeit nicht habe ausüben können. Mit den Worten von Stoner sagte sie ihm zur Erklärung: »Sie sind verliebt, Mr. Robben!«

Basil wurde dann für einen Moment selbst zur Schauspielerin, als sie ihr Handy ertönen ließ und einen Umschlag mit Glückwunschtelegrammen entgegennahm, die sie offensichtlich für den Preisträger bei seinen Autoren eingeholt hatte: Tom McCarthy und Ian McEwan, der mit seinem Übersetzer durch Berlin geradelt war, John Burnside und Salman Rushdie gratulierten mit bewegenden, bewundernden Worten.

Bernhard Robben wiegelte in seinen Dankesworten ab, Englisch sei sein schlechtestes Fach in der Schule gewesen, aber er habe sich in Irland verliebt und Anfang der 1980er Jahre in Nordirland mehrere Dichter kennengelernt, darunter Seamus Heaney. Als Moderator habe er den Zigarre rauchenden Anthony Burgess besonders gut in Erinnerung oder wie er einmal für Patricia Highsmith im Berliner Literaturhaus eine Dusche suchen musste. Als Übersetzer – sein Sohn nenne ihn »Unter-setzer« – habe er Glücksmomente, aber auch Rückschläge erlebt: Seine erste Übersetzung sei gar nicht erschienen, er habe krankheitsbedingt länger aussetzen müssen, und seine Übersetzungsprobe eines frühen Romans von Philip Roth habe ihm der anwesende damalige Rowohlt-Verleger Niko Hansen gründlich umgeschrieben.

Robben betonte zum Schluss, ein Übersetzer sei kein angehender Autor, wie ja auch niemand einen Dirigenten als angehenden Komponisten betrachte. Er selber halte es mit seinem Autor John Burnside, der auf die Frage, was er als nächstes machen werde, geantwortet habe: »Weiter so!«

VERANSTALTUNGEN

Julian Müller

DAS HANDWERK DES ÜBERSETZENS: EINE TAGUNG ZUR PRAXIS DES LITERARISCHEN ÜBERSETZENS

München, 14. Juni 2013

Dass sich die Zerstreuten aus Babel wieder an einem Ort einfänden, war eigentlich nicht vorgesehen. Und dass eine deutsche Alma Mater ihre Alumni ruft, kommt auch nicht häufig vor. Aber die wackere Schar unter den Übersetzern, die sich »LÜEler« nennt, ließ es sich am 14. Juni 2013 nicht nehmen, einen Meilenstein ihrer Zunft gemeinsam zu feiern: die Eröffnung des Masterstudiengangs »Literarisches Übersetzen« an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Und weil Neubeginn und Ende nah beieinander liegen, galt es zugleich, Gloria Buschor, die langjährige Koordinatorin des Studiengangs, aus dem aktiven Universitätsdienst zu verabschieden.

Vor über fünfundzwanzig Jahren schuf eine »entschlossene, höchst kompetente Schar von Kollegen«, wie Prof. Tobias Döring sie einleitend nannte – gemeint sind u.a. Werner von Koppenfels, Klaus Bartenschlager und Gloria Buschor – für Anglisten und Amerikanisten das einjährige Aufbaustudium. Nun ist der Schritt in die moderne Universitätswelt getan, zudem wurde das Angebot um neue Sprachen erweitert.

Kein sprachliches Dörrobst

Der Raum im IBZ München war schnell gefüllt: Ehemalige, Dozenten, Gäste, der aktuelle Jahrgang. Prof. Döring erklärte den Übersetzer probenhalber zum Handwerker und erörterte dabei die mutige Frage, unter die die Tagung gestellt worden war: Ist Übersetzen ein Handwerk, das man lehren und lernen kann? Was ist mit Inspiration, Intuition, Kunst und Ästhetik? Übersetzen, so Döring, ist ein Neuanfang auf Bestehendem, etwas, das Regeln folgt, aber zugleich bereit sein muss, sich etwas einfallen zu lassen.

Susanne Lange widmete sich in ihrem Vortrag der Neuübersetzung von Klassikern und wählte dafür die Metapher einer reifenden Frucht. Klassiker, so Lange, die erst »durch die Zeit zu ihrer Vollkommenheit gelangen«, brauchen einen sprachlichen Stoffwechsel, um sich zu entwickeln. Aber am Ende steht kein Dörrobst, denn jede Übersetzung bringt etwas Neues mit sich. Fremdstoffe machen einen guten Klassiker stärker, und Neuübersetzungen wirken wie Enzyme, die die Frucht frisch halten.

Wir müssen Deutsch lernen!

In der anschließenden Podiumsdiskussion galt das Augenmerk der praktischen Ausbildung von Übersetzern. Gloria Buschor, Helga Frese-Resch, Jan Schönherr und Rosemarie Tietze sprachen mit Moderatorin Tanja Handels, die auch die Tagung organisierte, über Textbegeisterung und handwerkliches Know-How, die Ursprünge der Professionalisierung unseres Berufs (»Wir müssen Deutsch besser lernen!«) und die Bereitschaft, auch mal Stroh zu Gold zu spinnen.

Textbegeisterung in Aktion konnten die Tagungsgäste bei Ulrich Blumenbachs »Oden an die Öde« erleben. Blumenbach zog nach seiner Übersetzung von David Foster Wallace' *The Pale King* am konkreten Beispiel Resümee, erweckte Monotonie und Bandwurmsätze, Wortschatzgrenzen und Zitatwut zum Leben und ließ das Publikum an Übersetzerfreud und -leid teilhaben.

Nach einem gekonnt humoristischen Schlusswort von Martin von Koppenfels machten nicht nur Gaumenfreuden und Gespräche, sondern auch Musik und Tanzdarbietungen die Tagung zu einem vollendeten Erfolg. Vielen Dank an Tanja Handels und Team!

Katrin Segerer

ÜBERSETZEN ALS FREUNDSCHAFTSDIENST PETER HANDKE AUF DEM POESIEFEST DES DÜSSELDORFER HEINE-HAUSES

Düsseldorf, 22. September 2013

Bei der abschließenden Matinee des diesjährigen Poesiefestes des Düsseldorfer Heine-Hauses sprach Norbert Wehr vor dem vollbesetzten Trinkausauditorium mit Peter Handke und dessen Übersetzer ins Serbokroatische Žarko Radaković über Poesie, Übersetzen und Freundschaft. Anlass war Handkes Übertragung von Dimitri T. Anis' letztem Gedichtzyklus *Präludium zu einer neuen Kälte der Welt*. Der Tod des befreundeten Lyrikers hatte Handke dazu veranlasst, ein letztes Mal übersetzerisch tätig zu werden – als ›Freundschaftsdienst‹, wie er es nennt.

Beinahe hätte ihn die Suche nach einer adäquaten Form für die Gedichte im Deutschen zum Aufgeben gezwungen. Erst die Erinnerung an den Tipp eines befreundeten Philologen schuf Abhilfe: »Einfach laufen lassen«, hatte dieser geraten, und so ergaben sich Rhythmus und Form schließlich von selbst aus dem Erfassen der Bilder. Norbert Wehrs Frage nach möglichen Varianten verneint Handke radikal: Rhythmus, Bildgefühl und Verstehen der Gedichte führten zu eindeutigen Ergebnissen, denn »wahrhaftige Texte« erlaubten ein »Mitspielen« des Übersetzers.



V.l.n.r.: Žarko Radaković, Peter Handke, Norbert Wehr
Foto © Katrin Segerer

Übersetzer sind gewaltige Menschen

Übersetzer sind für Handke »gewaltige Menschen«, denen er auch in seinem dichterischen Werk ein Denkmal setzt. So schreibt er im *Nachmittag eines Schriftstellers*: »Nur im Übersetzen [...] genieße ich meine Geistesgegenwart und fühle mich klug.« Und doch bezeichnet er sich selbst nicht als Lyrikübersetzer, sondern als Lyrikleser. Diese Haltung verbindet Handke mit seinem Freund und Übersetzer Žarko Radaković. Auch er sieht Übersetzen als eine spezifische Art des Lesens. Im Gespräch gewährt er Einblick in die besonderen Schwierigkeiten bei der Übertragung von Handkes Werken, die sich komplexen, verwinkelten Sätzen bei gleichzeitig fließender und außerordentlich präziser Sprache bedienen. Dies nachzubilden verlangt viel Gespür, zumal das Serbokroatische keine Komposita kennt und somit für Handke'sche Ausdrücke wie das ›Obstdiebwerden‹ nur schwer Entsprechungen gefunden werden können. Doch genau solche Herausforderungen machten jeden Übersetzer Handkes »süchtig«.

Als besonderes Privileg empfindet Radaković es, sich auch außerhalb des Übersetzungsprozesses im Dialog mit dem Autor zu befinden und zusammen mit ihm die Schauplätze seiner Werke erkunden zu dürfen. Auf einer dieser Reisen entstand sogar eine gemeinsame Übersetzung. Handke und Radaković übertrugen ein Gedicht des serbischen Symbolisten Vladislav Petković ins Deutsche – ein Freundschaftsdienst als Gastgeschenk.

Wahrscheinlich war auch die Lesung selbst ein Freundschaftsdienst, denn Handkes Beziehung zur Stadt Düsseldorf, in der er auch zwei Jahre gelebt hat, war in der jüngeren Vergangenheit vor allem durch die Querelen um die Verleihung des Heinrich-Heine-Preises 2006 geprägt. Doch an diesem Vormittag wirkte die Atmosphäre gelöst, das lockere Gespräch war mit trockenem Humor und persönlichen Anekdoten gewürzt, die Lesung der Gedichte, die Handkes Frau Sophie Semin im Original übernahm, durch ein Geplänkel über Druckfehler bereichert: eine Zusammenkunft von Freunden, der das Publikum beiwohnen durfte.

Handkes Thesen zur Übersetzung mögen nicht unumstritten sein, sein Einsatz und seine Bedeutung für die Weltliteratur sind es. Diese Matinee stellte einmal mehr die Wichtigkeit des Übersetzens und die Leistung der Übersetzer heraus. Man kann sich Norbert Wehr nur anschließen, der mit Handkes Worten aus *Die Fahrt im Einbaum* treffend schließt: »Mir scheint, jeder [...] bräuchte zeitweise einen Übersetzer.«

Guntrud Argo

HIERONYMUS IN HAMBURG – EIN GEFUNDENES FRESSEN!

Hamburg, 31. September 2013

Das Nachtsyl ganz oben im Dach des Thalia-Theaters war schon gut besetzt, als ich mich noch schnell durch den Türspalt schob. Ein wunderschöner Wohlfühlsaal mit barocken Tapetenmustern, Polsterflatschen zum Hinfläzen in den Sitzreihen, Discokugel, blauen Lichteffekten an der hohen Decke und einem tollen Blick in den Hamburger Abendhimmel.

Inka Marter hielt gerade eine richtig appetitanregende Eröffnungsrede; locker und informativ zugleich führte sie ins Thema ein, kündigte wie eine Menüfolge die Werke und ihre Übersetzer an.

Die kamen jeweils zu ihrem Gang auf die Bühne, platzierten ein Requisit auf dem kleinen, jedoch fein gedeckten Tisch im hinteren Bühnenbereich und traten dann ans Mikro.

Als Appetithäppchen reichte Ulrike Schimming eine Schokoladenstraße. Danach folgten köstlich abschreckende Beispiele von Familienessen rund um den Globus. Gleich am Anfang wurde der einzige Mann des Abends verbraten: Ingo Herzke mit dem legendären koreanischen Family-Lunch in Shteyngarts SSTLS.

Müllessen und der Eigengeschmack von Katzen

Friederike Meltendorf knallte uns in cool hingefetzten Dialogen erfindungsreiches Müllessen russischer Asylanten vor. Nur kurz erholte man sich bei Brigitte Großes Schabernack treibendem Geist der Großmutter auf einer Familienfeier, dann legte Miriam Mandelkow mit Würstchen im Schlafrock noch virtuos einen drauf – wem jetzt nicht schlecht war, dem half vielleicht die nachfolgende kleine Mampf-Geschichte ... zumindest beim Verdauen. Hatte sich da gerade irgendwer über den Eigengeschmack von Hauskatze und prima Würzmethoden gegen Aasgeruch ausgelassen?

Es folgte Martina Hasses wunderbar anzuhörende, liebevoll detailreiche Geschichte aus einer chinesischen Küche. Ein bisschen Fett und Ruß waren aber auch mit von der Partie. Dann endlich etwas richtig Schönes: Karin von Schweder-Schreiner mit einer großartigen Geschichte über das Essen zwischen Traum und Wirklichkeit. Gleich danach ging es wieder cool und lustvoll mit Inka Marter weiter, um dann dem Höhepunkt entgegenzusteuern: Ungerührt und fast ohne zu grinsen trug Brigitte Jakobkeit aus ihrem Buch vor, was die Protagonistin im Supermarkt mit Obst und Gemüse und dem Ladendetektiv treibt. Grandios. Der Saal tobte, wurde jedoch schnell mit einer letzten Gute-Nacht-Geschichte betäubt. Über Marmelade ...

Damit war das Menü beendet und alle waren satt. Wir hatten Schokolade, verschiedenerlei Hühnchen, Katzen, Teller, Tassen, einen Thron, Gojibeeren, Babytintenfisch, Würstchen im Schlafrock, Senfeier, Kiwi, Weintrauben, Papaya, Gurke, Kartoffel nicht, dafür aber Brennesselmarmelade ... Alles aus Buchstaben auf Papier. Einfach köstlich, irgendwie hätte man ja doch ewig weiterfressen können.

Das Publikum war begeistert und blieb angeregt plaudernd bis spät in die Nacht im Asyl. Auf der Bühne noch der verlassene Tisch, liebevoll gedeckt mit weißem Leinen, Lüster, einem Glas Würstchen, einer umgekippten Wasserflasche ... Man trank sich inspiriert durch das Angebot an der Bar und hörte dazu Ingo's Country'n'Shuffle vom DJ-Pult. Wir wollen nächstes Jahr wiederkommen – der Heilige Hieronymus hätte sicher nichts dagegen!

Ina Kronenberger

HIERONYMUSTAG IN BREMEN: ÜBERSETZUNG ALS RÜCKSEITE DES LITERARISCHEN TEPPICHS – ZUM ÜBERSETZEN VON LYRIK

Bremen, 31. September 2013

Zum 5. Mal in Folge lud der »ÜbersetzerInnen-Treff Bremen & umzu« das hanseatische Publikum ein, anlässlich des Hieronymustags einen Blick hinter die Kulissen des Literaturübersetzens zu werfen und einen Abend lang an den Möglichkeiten und Grenzen, den Schwierigkeiten und Freuden der Menschen teilzuhaben, die sich den Herausforderung dieses Berufs stellen.

Die diesjährige Veranstaltung stand unter dem Motto »Übersetzung als die Rückseite des literarischen Teppichs – zum Übersetzen von Lyrik« und sollte Einblicke in das besonders anspruchsvolle Tätigkeitsfeld der Lyrikübersetzung bieten. Hedwig M. Binder führte als Moderatorin durch den Abend und



V.l.n.r.: Dorota Tarach, Reiner Kornberger, Hedwig M. Binder, Wolfgang Schlott, Jürgen Dierking Foto © Ina Kronenberger

bat die vier anwesenden Übersetzer zunächst, je ein Gedicht in Originalfassung und Übersetzung vorzutragen. Schon während dieser ersten Runde zeichnete sich ab, dass der Abend bunt zu werden versprach, denn vier verschiedene Sprachen und mindestens ebenso viele Regionen und Epochen hatten sich auf der Bühne eingefunden.

Spiel oder bitterer Ernst

Auch spaltete gleich die erste Frage der Moderatorin, wie man denn an die Übersetzung eines Gedichts herangehe, die vier Übersetzer. Dorota Tarach, die selbst in polnischer Sprache Gedichte verfasst und sie bisweilen ins Deutsche überträgt, sprach von einer Nachdichtung und empfand es als nahezu spielerischen Vorgang, diese anzufertigen, so sich ihr der Sinn eines Gedichts erst einmal erschlossen habe. Dieser Sichtweise widersprach Reiner Kornberger vehement. Von Spiel könne ganz und gar keine Rede sein, vielmehr handele es sich um »bitteren Ernst«. Auch wenn der Satz viele Lacher erntete,

ließ er erahnen, wie viel Herzblut und Hirnschmalz in einer gelungenen Übersetzung stecken. So sei es unumgänglich, das Werk des Autors zu studieren, sein Umfeld und den zeitgeschichtlichen Kontext zu kennen. Eine Kostprobe aus dem argentinischen Sprachraum (von Hugo Mujica) lieferte Reiner Kornberger sofort nach, und man hörte das Publikum gleichsam ehrfurchtsvoll staunen.

Die Frage, wann man eine Übersetzung als besonders gelungen ansehen könne, beantwortete der Englisch-Übersetzer Jürgen Dierking mit den Worten: »Wenn ich sie drei Wochen weggelegt habe und beim erneuten Lesen immer noch zufrieden bin.« Wolfgang Schlott fand es besonders beglückend, unbekannte Dichter aufzuspüren und ihnen auf das deutsche Parkett zu verhelfen. Er hatte für das Publikum den inguschischen Dichter Džemalidin Jandijev im Gepäck, der mit ihm derzeit nur über den Umweg des Russischen nach Deutschland findet.

Glücksmomente einer brotlosen Kunst

Die Frage, ob es auch Glücksmomente im Leben eines Lyrikübersetzers gibt, rief ebenfalls verschiedene Reaktionen hervor. In einem Punkt aber waren sich alle einig: Glück macht es, wenn das Gedicht auch in gedruckter Fassung erscheint, was keineswegs selbstverständlich ist. Über die Vergütung wollte an diesem Abend lieber niemand sprechen. Es helfe sehr, eine lyrische Seele zu haben, sonst wäre diese brotlose Kunst gar zu frustrierend.

Nachdem auch das Publikum noch Fragen losgeworden war, beschloss Jürgen Dierking den Abend mit einem Gedicht von Ian Watson (»Haikubaums«), in dem die Buchhandlung Leuwer mit den Inhabern Angelika und Klaus Plückebaum, die auch in diesem Jahr den Übersetzern in ihren Räumlichkeiten eine Bühne boten, auf wunderbar poetische Weise gewürdigt wurde. Die deutsche Übersetzung lieferte er selbstverständlich gleich hinterher.

Tanja Handels

GLÄSERN ÜBERSETZEN IM DOPPELPAK: EINE VERANSTALTUNG DES MÜNCHNER ÜBERSETZER-FORUMS

München, 17. Oktober 2013

Nach einem erfolgreichen Testballon im Jahr zuvor richtete das Münchner Übersetzer-Forum 2013 zum zweiten Mal einen »Gläsernen Übersetzer« aus – so der offizielle Name des ursprünglich für die Frankfurter Buchmesse entwickelten Formats, das in unserem Fall aber besser »Die Gläserne Übersetzerin« hieße. Die beiden Kolleginnen, die sich an diesem Oktoberabend kurz nach der Buchmesse mutig auf die Bühne in der Bibliothek des Münchner Literaturhauses wagen, um vor dem zahlreich erschienenen (und, wie sich später zeigt, äußerst diskussionsfreudigen) Publikum live zu übersetzen, sind Barbara Lehnerer und Bernadette Ott, und mitgebracht haben sie den Roman *A Progression of Fates* von Moriah McStay, den sie gemeinsam ins Deutsche übersetzen.

Ideal für das Übersetzen zu zweit

Es gibt an diesem Abend also nicht nur Einblicke in die alltägliche Werkstatt der Einzeltäterin am Schreibtisch, sondern zudem auch in die Welt des Co-Übersetzens. Der Text, den die beiden dem Publikum vorstellen, eignet sich ideal für die Arbeit im Doppelpack: Er erzählt zwei mögliche Leben, zwei Versionen desselben jungen Mädchens. Fiona Doyle, durch einen Unfall in der Kindheit entstellt, ist verschlossen und in sich gekehrt, eine talentierte Sängerin und Musikerin; Fi Doyle, die keinen Unfall erleben musste, ist das perfekte All-American-Girl, eine Sports-

kanone, fröhlich, lebenslustig. Die alternierenden Kapitel, die den beiden Mädchen gewidmet sind, entsprechen ihnen auch stilistisch: Fionas Sätze sind verschachtelter, komplexer, Fis Teil ist temporeicher, umgangssprachlicher.

Anhand des jeweils ersten Kapitels demonstrieren Barbara Lehnerer (Fiona) und Bernadette Ott (Fi) nun, wie sie diese unterschiedlichen Aspekte ihrer jeweiligen Figur betonen, aber auch die Korrespondenzen, das fein Verwobene der beiden Teile, den Gesamtzusammenhang des Romans herausarbeiten. Das fast von Anfang an einbezogene Publikum (das übrigens beileibe nicht nur aus Kollegen besteht) arbeitet eifrig mit, macht eigene Vorschläge, diskutiert über Begriffe und Nuancen: Übersetzt man die englische »heart-to-heart conversation«



Bernadette Ott und Barbara Lehnerer, Foto © Tanja Handels

nun als »Gespräch unter vier Augen« oder als »offene Aussprache«? Und was macht man mit dem als abgegriffen empfundenen Ausdruck »talking it out«, der gleich darauf folgt? Immer wieder kommt die Frage auf, welche Ausdrucksweise zu Fiona bzw. Fi besser passt, es gibt aber auch bestimmte Schlüsselbegriffe, die sich durch beide Teile ziehen und einheitlich übersetzt werden müssen: So bezeichnet das Wort »baggage« in Fionas Teil die Last, die der Unfall ihr aufgeladen hat und die sie seither trägt, während Fi dem Leser zum ersten Mal schwer bepackt mit diversen Sportutensilien begegnet.

Barbara und Bernadette stehen während der Arbeit in regem Austausch: Sie übersetzen zwar jede für sich, treffen sich aber einmal pro Woche und lesen sich ihre Kapitel gegenseitig vor, wobei die Zuhörende das englische Original mitverfolgt. So wächst der Text zu einem Ganzen zusammen, während jede Figur und jede Übersetzerin ihre eigene Stimme und Handschrift bewahrt.

Ein spannender Abend, für die Übersetzerinnen ebenso wie für ihre »Mitarbeiter« im Publikum. Und das Gläserne Übersetzen verspricht nun auch in München zum regelmäßigen Programmpunkt zu werden. Fortsetzung folgt – hoffentlich schon nächsten Oktober!

Tobias Scheffel

ÜBER DEN FREIBURGER HIERONYMUSTAG 2013 Freiburg, Oktober bis November 2013

Auch 2013 wurde in Freiburg wieder der Hieronymustag begangen – und auch dieses Jahr wieder in Form von zwei Veranstaltungen, die bereits eine lange Tradition haben: Zum einen war da die Ausstellung in der Stadtbibliothek mit dem Titel »In Freiburg übersetzt« (17.10. bis 3.11.) mit Büchern, die im vergangenen Jahr in Freiburg oder der Umgebung übersetzt wurden. Diese Ausstellung gibt es seit Ende der neunziger Jahre, sie wurde initiiert von Jürgen P. Krause und hatte (und hat!) die Absicht, den Lesern sehr konkret deutlich zu machen, dass Übersetzungen nicht irgendwo im abstrakten Raum, sondern gleich nebenan entstehen.

Von Umzügen, Ankünften und Kreuzfahrten

Zum anderen gab es – als Eröffnungsveranstaltung der Ausstellung – eine Lesung. Seit über zehn Jahren findet diese jeweils als Kollektivlesung statt: Acht bis zwölf Kolleginnen und Kollegen lesen Passagen aus den ausgestellten Büchern vor, immer unter einem Generalthema, das möglichst breit gehalten wird, damit auch möglichst viele der Bücher sich dazu eignen: Der Bogen reichte in den letzten Jahren von »Was brüllt denn da? – Tiere in übersetzten Texten« über »Andere Länder, andere Sitten« bis zu »Nach Golde drängt, am Golde hängt doch alles – Geld und kein Geld in Übersetzungen« im Jahre 2009.

In diesem Jahr nun lautete der Titel »Unterwegs«, und hinter dem knappen Titel verbargen sich Geschichten vom Unterwegssein, von Reisen an reale ebenso wie an fiktive Orte, von Umzügen, Ankünften und Kreuzfahrten – übersetzt aus dem amerikanischen und britischen Englisch, dem Russischen, Italienischen, Griechischen und Französischen, vorgelesen von Dörte Fuchs, Sabine Grebing, Christoph Gurlitt, Sibylle Heising, Birgitta Höpken, Christine Maier-Rezic, Michael Mundhenk, Tobias Scheffel, Christoph Trunk, Maja Ueberle-Pfaff, Andrea Wurth sowie Ingrid Harting, die in diesem Jahr zusammen mit der Stadtbibliothek und dem Literaturbüro Freiburg die Organisation übernommen hatte. Verbunden ist die Lesung seit Langem mit einem Quiz: Die auch in diesem Jahr wieder erfreulich zahlreich erschienenen Zuhörer – und ebenso erfreulich: Es waren bekannte, aber auch etliche unbekannte Gesichter unter den etwa 50 Besuchern – durften die gelesenen Passagen den Buchtiteln zuordnen, denn: Gelesen wurden die Auszüge von Kollegen, die sie nicht übersetzt haben; das führte zu einer gewissen Verwirrung, deren Auflösung dem Publikum jedoch die Möglichkeit bot, mit den anwesenden Übersetzern ins Gespräch zu kommen. Als Gewinne lockten eine Jahreskarte für die Stadtbibliothek sowie drei Buchpreise.

Stefanie Lemke

SEMINAR »ÜBER DEN UMGANG MIT UMGANGSSPRACHE«

EÜK Straelen, 20. bis 24. November 2013

Umgangssprache? Was'n das? Das hatten sich die zwölf TeilnehmerInnen des Seminars »Über den Umgang mit Umgangssprache« unter Leitung von Cornelia Holfelder-von der Tann und Ulrich Blumenbach wohl nicht gefragt, doch über die diversen Arten und Regeln von Umgangssprache erfuhren wir im November 2013 im EÜK Straelen anhand von Referaten und eigenen eingereichten Texten doch ziemlich viel, so dass wir einen reichhaltigen Merkmalskatalog als Handwerkszeug mit nach Hause nehmen konnten.

Es gibt nicht die eine Umgangssprache

Wir lernten, dass Umgangssprache keine beliebige Ansammlung von »Fehlern« ist, sondern Regeln folgt, dass es nicht die eine Umgangssprache gibt, sondern von verschiedenen Einflüssen geprägte Umgangssprachen (z. B. von Jugendsprache, Szenesprachen, generationsspezifischen Gruppensprachen, Berufssprachen, geografisch/ethnisch geprägten Nichtstandard-sprachen, schichtspezifischen Soziolekten), und dass es sich in der Literatur immer um eine Kunstumgangssprache handelt. Intention kann z. B. der Ausdruck von Authentizität oder die Charakterisierung von Personen sein. Umgangssprache kann der Identifikation dienen, als Kolorit oder zur Dynamisierung. Beim Übersetzen gilt es, die syntaktischen, grammatischen, lexikalischen, phonetischen, morphologischen, idiomatischen und stilistischen Marker der Ausgangssprache zu analysieren, um sie dann, soweit möglich, ins Deutsche zu übertragen. Die Regeln des Black American English (z. B. 3. Pers. singl. »-s« fällt weg; »is/are« fällt weg) lassen sich aber nicht übertragen,



Das Seminar »Über den Umgang mit Umgangssprache«, Foto © EÜK/Regina Peeters

weil es im Deutschen fehlerhaft klinge. Auch die doppelte Verneinung (»I ain't got no«) wirkt im Deutschen künstlich, weshalb sie nur sparsam verwendet werden sollte. Auch Cockney Rhyming Slang ist kaum übersetzbar; aus dem Versuch ist aber zum Glück der Straelener Rhyming Slang hervorgegangen (»Jetzt nen Rhesus?« (-Äffchen/Käffchen)).

Fluchen und Schimpfen funktioniert in den Sprachen lexikalisch unterschiedlich und kann daher oft nicht wörtlich übersetzt werden (D: fäkal, Englisch: genital, mediterran: familiär, Skandinavisch: religiös). In der deutschen Umgangssprache findet allerdings durch den Einfluss der US-amerikanischen Kultur eine Verschiebung vom fäkalen zum genitalen Fluchen statt (»Leck mich!« wird zu »Fick dich!«), außerdem entwickelt sich ein sogenanntes Synchrondeutsch: »ich fürchte« (I'm afraid) statt »leider«, »das macht Sinn« (that makes sense) statt »das ergibt Sinn/ist sinnvoll«, »nicht wirklich« (not really) statt »eigentlich nicht«. Und es gibt Bedeutungsverschiebungen durch falsche Übersetzungen: So bekommt das deutsche Wort »Charakter« durch die Gaming-Kultur immer mehr die Bedeutung des englischen Wortes »character« (Figur, Protagonist).

Ruhig auch gern mal vier Modalpartikel

Besonders wichtig in der deutschen Umgangssprache ist die Verwendung von Modalpartikeln, von denen *ruhig auch gern mal* vier aneinanderreihbar werden dürfen. Das sogenannte Kiezdeutsch entwickelt sich zu einer Art eigenem deutschen Dialekt und wird bewusst genutzt, selbst wenn das Hochdeutsche beherrscht wird; dabei ist der sprachliche Hintergrund egal (viel zitiertes Werk: »Isch geh Schulhof« von Philipp Möller).

Wir hatten bei diesem Seminar eine Menge Spaß und haben zweifellos viel gelernt. Dank an dieser Stelle noch einmal an Cornelia und Ulrich, die alles super vorbereitet und organisiert hatten, ans EÜK Straelen für die perfekte Rundum-Versorgung mit wie immer toller Küche und an den Deutschen Übersetzerfonds für die Finanzierung.

DEUTSCH-SCHWEDISCHE WERKSTATT DER EUROPÄISCHEN ÜBERSETZERSCHMIEDE

Visby und Looren, Oktober bis November 2013

Auszüge aus Blogbeiträgen der deutschen TeilnehmerInnen und MentorInnen, im Kontext nachzulesen unter blog-de-se.fabrique-traducteurs.org.

Ferryspotting (7.10., Caroline Weiland)

Gotland ist, so kitschig es klingen mag, ein Inseltraum. Vom Übersetzerzentrum aus ist man in fünf Minuten am Meer und egal wo man hinsieht und hingehet, die Ostsee ist nicht weit. Insel heißt auf Schwedisch Ö und das ist auch der letzte Buchstabe im schwedischen Alphabet. Und da geht es schon los mit den Übersetzungsproblemen. Denn Sara Mannheimer, deren Roman *Handlingar* ich während des Programms übersetze, macht aus dieser Überschneidung ein wunderbares Gedicht, in dem es nicht nur von A nach B, sondern auch von B nach Ö geht. Eine wahre Qual für die Übersetzerin, denn das Ö ist doch eigentlich ein Z und darüberhinaus noch eine Insel. Und einfach ein Ziel daraus zu machen, hmmm....

So schweift mein Blick zur Ablenkung wieder aus dem Fenster, wo bald die Mittagsfähre gen Stockholm am Horizont vorbeiziehen wird. Zeit für eine Mittagspause, die heißt auf Schwedisch lunchpaus, denn middag gibt es abends, aber das ist ein anderes Thema...



Foto © Caroline Weiland

Erkenntnis (12.10., Therese Korritter)

Eine Übersetzung ist nie fertig.
Man gibt sie einfach irgendwann ab.

Eine verhängnisvolle Affäre (21.10., Stefan Pluschkat)

Viele meiden dich. Einige behaupten, du sterbest aus. Oder stürbest?
Oft wirst du missverstanden.
Auch ich verstehe dich nicht immer. Immer wieder muss ich Bücher und Gelehrte konsultieren, um dir näher zu kommen.
Du machst mich nervös, machst mir Angst und manchmal weiß ich nicht, was ich mit dir machen soll.
Und trotzdem mag ich dich.
Mögen die anderen sagen, was sie wollen!
Lieber Konjunktiv, ich mag dich, möge dich, mochte dich!
Dein
Stefan

(23.10., Susanne Dahmann)

Lieber Stefan, vielen Dank für deine verständnisvollen Worte, die mir sehr gutgetan haben. In Zeiten wie diesen, wenn man sich nutzlos und nicht mehr gebraucht fühlt, tut es gut, auch

einmal vermisst zu werden. Ich sehe dich in Visby im Übersetzerzentrum und in diversen Cafés über deine Texte gebeugt schwitzen. Ja, es ist alles viel schwieriger, wenn man mich nicht dabei haben darf! Und den Schweden geschieht es ja nur recht, denn sie haben mich schon lange aus ihrem Sprachgebrauch verbannt. Nun droht ihnen das gesellschaftliche Chaos, denn was soll man schon von einer menschlichen Gemeinschaft erwarten, in der »Ich hatte dich geliebt« genauso gut auch bedeuten kann »Ich hätte dich geliebt«?

Als ich deine Zeilen las, habe ich jedenfalls gedacht: Möge er es ernst meinen mit dem Herz, dann glömmen ein Funke der Hoffnung in mir, und ich stürbe nicht.

Es grüßt dich vom Krankenlager
dein Konjunktiv

Schönliteratur (24.10., Therese Korritter)

Wenn in Deutschland ein Buch erscheint, dann findet man es im Buchhandel entweder in der Kategorie Sachbuch oder Belletristik – ein Wort, das ambivalente Emotionen hervorruft. Das französische *belle* sagt sich zart dahin, die Schönheit ist fast greifbar, aber dann folgt das *tristik* und macht alles zunichte, ja geradezu trist. Es hat so einen stolzen Beigeschmack, den die Literatur nicht immer verdient hat. Im Schwedischen gibt es dafür ein weitaus passenderes Wort, wie ich finde: Skönlitteratur. Schönliteratur. Schöne Literatur. Schön.

Natürlich könnte man sagen, dass schön viel zu allgemein für die Bewertung von Büchern ist, aber deswegen ist es ja so passend. Wenn man im Deutschen schön sagt, dann kann das wirklich schön sein oder aber auch nicht so schön. Das ist wie mit nett oder wenn das Essen interessant geschmeckt hat – es kann positiv und negativ gemeint sein. Der Begriff Skönlitteratur beinhaltet aber nicht nur, dass etwas schön ist (oder eben nicht) sondern auch den Versuch, etwas Schönes zu schaffen. »Er/Sie hat sich stets bemüht« will niemand in seinem Zeugnis lesen, aber es ist zumindest diplomatisch ausgedrückt. So wie Skönlitteratur weitaus diplomatischer ist als Belletristik.

Ein Hoch auf die Diplomatie, ein Hoch auf die Schönliteratur!

Was machen wir hier eigentlich? (17.11., S. Pluschkat)

Seit fast sieben Wochen sind wir nun schon Teil der Übersetzerschmiede. Wir lesen, diskutieren, teilen an Texten und – nicht zuletzt – übersetzen.

Doch was ist eigentlich eine Übersetzung? Die Übertragung eines Textes in eine andere Sprache, ja, aber was passiert mit dem Text im Übersetzungsprozess? Wird der Ursprungstext einfach in ein neues Sprachgewand gekleidet? Oder entsteht vielleicht ein neuer Text? Schreibt ein Übersetzer den Text, den er übersetzt, noch einmal? Mit anderen Wörtern (und Worten), in einer anderen Sprache?

Diese Woche haben wir uns intensiver mit dem Thema Übersetzungstheorie auseinandergesetzt und mit unseren Mentorinnen Regine Elsässer und Helga Krook Texte gelesen, die sich mit ebendiesen Fragen beschäftigen. Dabei wurde ganz schnell deutlich, dass viele Fragen immer wieder auftauchen. Fragen, die uns auch in den letzten Wochen ordentlich auf Trab gehalten haben. Fragen wie: Wie weit darf und muss sich eine Übersetzung vom Original entfernen? Was macht eine gute Übersetzung aus? Sollte eine Übersetzung interpretieren, oder soll sie dieselben Geheimnisse bewahren, die auch der Originaltext verschlüsselt?

Ja, dieser Blogbeitrag hat wahrscheinlich mehr Fragezeichen als er haben sollte, aber ich denke, diese Fragen sind es wert, genauer untersucht zu werden.

Vorher – Nachher (20.11., Caroline Weiland)

Wie trügerisch doch so ein erster Ausdruck der eigenen Übersetzung aussehen kann. Ein fertiger deutscher Text in Times

New Roman, 12pt, 1,5facher Zeilenabstand. Voilà – fertig. Und dann greift man doch noch einmal zum Bleistift, und los geht es mit dem Umformulieren, Streichen, Ergänzen, Umstellen, der Suche nach dem treffenderen Synonym und, warum nicht auch das, der Rückkehr zur allerersten Version. Extreme text makeover.

So erging es nun unseren Texten in den letzten sieben Wochen, und im Laufe der Zeit wurden die Korrekturen (zumindest bei mir) nicht weniger, aber sie gingen doch in eine andere Richtung. Und jeder Gegenvorschlag ist weniger ein Korrigieren als vielmehr ein Ergänzen auf dem Weg zur fertigen Übersetzung. Tack för det!

NACHRUFE



Norbert Randow Foto privat

EIN GLÜCKLICHER ÜBERSETZER ZUM TOD NORBERT RANDOWS (1929–2013)

Es gibt berufenere Leute als mich, seine Übersetzerkollegen an Norbert Randow zu erinnern, der am 1. Oktober 2013 in Berlin verstorben ist. Sein bulgarischer Kollege Milen Radev – hier seit über drei Jahrzehnten als Wahlberliner bekannt – hat ihn seinerseits

einen Wahlbulgaren genannt; mit gutem Grund. Der bulgarische Botschafter Nadi Raidenov hat ihm auf der Berliner Trauerfeier einen sehr persönlichen Nachruf gewidmet, und sehr berufene Leute haben ihm 2001 den Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung zuerkannt. In ihrer Laudatio hat die Dichterin Fedja Filkova die entscheidenden Sätze gefunden, die als Motto über dem 83-jährigen Leben des »Bulgaren aus Norddeutschland« (noch einmal Radev über Randow) stehen – und bleiben – können:

Glückliche Übersetzer wie Norbert Randow vermitteln Wahlverwandtschaft, sie vermitteln die geistige Einheit Europas über die Grenzen von Jalta und Schengen hinaus. Norbert Randow hat an Grenzen gelebt und an Grenzen gearbeitet. Und er beherrscht die Kunst – ohne Verlust an Eigenart –, zwischen Fremden, zwischen Welten zu vermitteln. Er versteht es, Bücher zu Grenzübertreten zu fördern. Wenn heute die Forscher die Ursachen für den Zusammenbruch des Kommunismus, dieser »die Menschenwürde erniedrigenden Gesellschaftsordnung«, aufzählen, übersehen sie immer einen besonders wichtigen Faktor – das übersetzte Buch, die Übersetzung als Flucht in eine andere, ihm fremde und deshalb freie Welt. Die Übersetzung als Freiheit. Anders ist es leider mit den Übersetzern.

Allerdings! Norbert Randow, 1929 in Strelitz-Alt geboren, hat für seine geistige und praktische Fluchthilfe aus den real existierenden Grenzen des Sowjetreichs in Ost- und Mitteleuropa mit dem Verlust seiner Assistentenstellung für Slawistik/Bulgaristik an der Ostberliner Humboldt-Universität, dreieinhalb Jahren Haft, dem Verbot einer Ehe mit seiner (späteren, nach der Wende) Westberliner Frau und einem Besuchsverbot bei ihrem gemeinsamen Sohn bis zum Ende der DDR bezahlt. Seine »Vergehen«: Die Weitergabe von Pasternaks *Doktor Schiwago* an Freunde und Aufbewahrung und »Nachlieferung« von Manuskripten seines nach dem Mauerbau durch die Kanalisation nach Westberlin geflohenen Freundes Werner Kilz, dem Autor

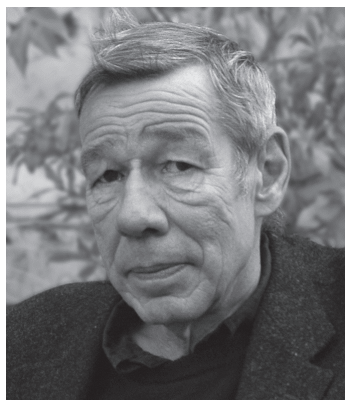
des legendären Romans *Freibank* (Insel Verlag, Frankfurt 1967). Nach dem Mauerfall 1989 trafen wir uns regelmäßig zu dessen Geburtstag und zu den Geburtstagen des gemeinsamen Freundes und Verlegers (Agora Verlag) Manfred Schlösser. Von ihm weiß ich, daß Norbert Randow eine vorzeitige Haftentlassung mit den Worten abgelehnt hat: »Ich habe das Urteil seinerzeit nicht akzeptiert, so akzeptiere ich jetzt auch nicht Eure Gnade.«

Besondere Integrität

Die wurde Randow fortan konsequent verweigert, auch wenn er als freiberuflicher Übersetzer – unter anderem für den Insel Verlag Leipzig – publizieren konnte und mit der Rückendeckung dankbarer bulgarischer Institutionen, die ihn mit seiner Familie wiederholt zu Studien- und Arbeitsaufenthalten einluden, ein bescheidenes Auskommen fand. Für seine »unzähligen« (Filkova) Übersetzungen aus dem Bulgarischen, speziell den klassischen Lebensbericht des Mönches Sofroni aus Wraza und die *Slawo-bulgarische Geschichte* des Paissi von Chilandar aus dem 18. Jahrhundert, erhielt er noch zu Sowjetzeiten einen Preis der Bulgarischen Akademie der Wissenschaften. Die DDR hatte ihm zuvor noch jahrelang Reisen nach Bulgarien verweigert, eine Einladung zu einer Fachtagung in Regensburg unterschlug Klaus Höpcke mit der Ablehnung des einzigen Westreisegesuchs, das Randow an den »Bücherminister« der DDR richtete. Ein Gesuch, seine Partnerin und seinen Sohn in Westberlin nach einem Brand in ihrer Wohnung besuchen zu dürfen, lehnte Erich Honecker persönlich ab. Eine gemeinsame Wohnung konnten Norbert und Theda Randow erst nach dem Mauerfall und ihrer offiziellen Heirat im – nun nicht mehr – »Westen« Berlins beziehen. Die Humboldt-Universität benötigte noch vier Jahre, um ihn als Gastprofessor für bulgarische und weißrussische Literatur zurückzurufen. Endlich rehabilitiert, erhielt er 2000 und 2008 die höchsten Auszeichnungen des neuen Bulgariens, den Orden »Stara Planina«, und des vereinten Deutschland, das Bundesverdienstkreuz am Bande.

Für mich sind die schönste Ehrung für Norbert Randow die Freundesworte, mit denen mir Manfred Schlösser am 2. Oktober mitteilte, »daß unser allernächster Freund, der integerste Mensch, dem ich je begegnet bin, gestern kurz vor seinem 84. Geburtstag friedlich gestorben ist.« Als glücklicher Übersetzer. (Um noch einmal Fedja Filkova zu zitieren).

Hannes Schwenger



Peter Urban Foto © Diogenes Verlag / Regine Mosimann

PETER URBAN (1941–2013)

Die alten Griechen sagten, dass keiner vor dem Tod glücklich genannt werden sollte. Erst nach dem Ende des Lebens können wir dieses als glücklich oder unglücklich betrachten. Wie bitter es jetzt für uns alle auch ist, wie schwer dieser Verlust auch ist: Peter Urban hatte ein absolut erfülltes Leben, sein Lebenswerk ist groß und es wird lange nachwirken. Natürlich ist er

zu früh gegangen. Er war voller Pläne, er hätte uns noch so viel schenken können. Texte, die er nicht mehr übersetzen wird, werden fehlen. Und wie sehr er selbst seinen Freunden fehlt! Doch wir sind auch dankbar für das, was er uns schenkte.

Ein auch in Russland geschätzter Vermittler

Peter Urban war ein unermüdlicher und begeisterter Vermittler zwischen den Welten. Er übersetzte aus innerer Begeisterung heraus, oft ohne erst nachzudenken, wo er die Übersetzung veröffentlichen könnte. Er war ein wahrer Dichter des Übersetzens. Und das Leben eines Dichters ist nie einfach. Einmal sprachen wir nach einer seiner Reisen nach Serbien. Er hatte die Gedichte einer serbischen Lyrikerin mitgebracht und sofort begonnen sie zu übersetzen. »Wir werden sehen«, sagte er, »was ich damit mache. Es ist nicht einfach, mit serbischen Gedichten in den deutschen Verlagen hausieren zu gehen.« Ja, auch das gehört zum Beruf: hausieren zu gehen. Er hat es getan, im Dienste der Literatur. Und fast immer mit Erfolg: Er verstand es, andere mit seiner Begeisterung anzustecken. So oft habe ich gehört und gelesen: Urban hat uns Čechov geschenkt. Er hat uns Turgenev geschenkt. Babel. Gogol. Puškin. Lermontov. Daniil Charms. Leonid Dobyčyn.

Peter Urban gelang etwas für einen Übersetzer relativ Seltenes: Er wurde nicht nur im Land seiner Sprache geschätzt. Er wurde auch geschätzt in den Ländern der Sprachen, aus denen er übersetzte. Viele literaturinteressierte Menschen in Russland kennen seinen Namen. Seine letzte Auszeichnung war der russische Turgenev-Preis. Und was noch viel seltener ist: Er entdeckte einen Dichter nicht nur für seine deutschsprachigen Leser, sondern auch für die russischen. Er stieß in einer Literaturzeitschrift auf eine kleine Publikation der Gedichte von Gennadij Gor, die im Winter 1941/42 im von den deutschen Truppen belagerten Leningrad geschrieben worden waren. Gor war ein bekannter Prosaiker, der aber nie zuvor und nie danach Gedichte schrieb. Nur in der unvorstellbaren Situation des Leids im belagerten Leningrad, nah am Verhungern, schrieb er tragische, schreckliche, von dunklen, fantastischen und grotesken Gestalten bewohnte Gedichte. Peter Urban übersetzte sie und in der Edition Korrespondenzen erschien das Buch. Zweisprachig, was den weiteren Verlauf dieser Geschichte erlaubte: Das Buch wurde auch in Russland zu einer Sensation. Und folglich wurden diese Gedichte auch in Russland verlegt. Ich bin mir sicher, dass das ohne Peter Urban bis heute nicht passiert wäre.

Die beiden letzten Bücher in Peter Urbans Werk sind von besonderer Bedeutung für ihn und für die Leser. Der serbische Dichter Miodrag Pavlović in der Edition Korrespondenzen. Und die Erzählungen von Leonid Dobyčyn in der Friedenauer Presse. Selbst in der Reihe der seltsamsten und melancholischsten Genies des 20. Jahrhunderts, wie Kafka oder Bruno Schulz, in welche er zweifellos gehört, ist Leonid Dobyčyn eine besonders einsame und glücklose Erscheinung. Auch er musste auf seine posthume Anerkennung warten – sehr lange, bis Anfang der 1990er. Seither wird seine Bedeutung immer größer – in Russland und außerhalb. Es ist ein großes Verdienst von Peter Urban, dass wir jetzt seine sämtlichen Erzählungen lesen können. Und es ist ein großes Verdienst der Verlegerin Katharina Wagenbach, dass dieses und so viele andere wunderbare Bücher in Peter Urbans Übersetzung erscheinen konnten, dass diesem großen Übersetzer manch ein Hausiergang erspart geblieben ist.

Bibliothek im Kuhstall, Bauerngarten, Schreibmaschinen

Peter Urban war ein Mensch, dessen Meinungen immer unabhängig von den Allgemeinplätzen des aktuellen Moments waren. Das Leben eines unabhängigen Denkers ist genauso schwierig wie das Leben eines Dichters. Solche Menschen sind un bequem in der Gesellschaft. Aber die Freunde, die er hatte, waren treu, sie haben ihn geschätzt und bewundert. Und er selbst war ein wunderbarer Freund. Ein großartiger Gastgeber. Alle, die ihn in seinem Haus im Vogelsberg besucht haben, werden es für immer in Erinnerung behalten. Eine riesige lange Bibliothek in einem ehemaligen Kuhstall. Viele Schreibtische mit Schreibmaschinen. Ein üppiger Bauerngarten. Großzügige Bewirtung und unendlich lange Gespräche über Literatur.

Für mich wird es sehr schwierig sein, mich daran zu gewöhnen, dass ich Peter Urban nie wieder etwas erzählen werde, ihn nie wieder etwas fragen werde. Dass er mir nie wieder etwas erzählen wird, mich nie wieder etwas fragen wird. Und so wird es vielen gehen. Ich bin sehr dankbar für die Freundschaft, die Peter Urban uns geschenkt hat. Ich danke Peter Urban, einem guten Freund, einem großen Übersetzer, einem Menschen, dessen Leben erfüllt war und vollendet ist.

Olga Martynova

REZENSIONEN

Vincenzo Merolle: *The European Dictionary, A–C*. Berlin: Logos Verlag 2013. 244 Seiten. 45 €

Vincenzo Merolle ist Professor für Politische Wissenschaft an der Universität La Sapienza in Rom und, wie man beim Lesen seiner Webseite schnell herausfindet, ein leidenschaftlicher Anhänger der Philosophie der deutschen Aufklärung. Zu seinem Verständnis von Aufklärung gehört die Idee eines in seiner kulturellen und sprachlichen Vielfalt geeinten Europas: »Während die Welt in Hinblick auf den kommerziellen Austausch gründlich vereinigt ist, leben wir in Europa und dem Westen immer noch auf linguistischen Inseln ...«. Das vorliegende Wörterbuch, schreibt er in dem von ihm herausgegebenen *The European Journal*, sei sein Manifest für Europa, »which is less Babel than you think«.

Sein *European Dictionary* will Merolle also als Beitrag zur Aufhebung des sprachlichen Inselgruppenseins der Europäer verstanden wissen. Sein Anliegen ist mehr ein kulturelles als ein sprachlich-technisches, eine Untersuchung von Sprache im historischen und gesellschaftlichen Prozess. Bilinguale Wörterbücher sind daher für das von Merolle postulierte »europäische Denken« von geringem Nutzen.

Band 1 gegen sprachliches Inselgruppensein

Es gibt bereits einige multilinguale Wörterbücher (z. B. auf Deutsch *Großes Euro-Wörterbuch. Grundwortschatz Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch*. Buch und Zeit Verlagsgesellschaft MbH Köln). Merolles Werk unterscheidet sich von seinen Vorgängern vor allem durch das Hinzufügen der Begriffsetymologie. Leider stellt er dem Wörterbuch selbst nur eine sehr kurze, keine hundert Wörter umfassende Präambel voran. Gerne wüsste man beim Aufschlagen dieses ersten Bandes mehr über seine Motivation, seine Zusammenarbeit mit Linguisten und vor allem über die Auswahl der Sprachen, die für ihn in ein europäisches Wörterbuch gehören. Warum z. B. neben dem Englischen (Ausgangssprache) und dem Französischen, Italienischen, Spanischen und Deutschen nicht auch das Russische oder Schwedische in einem solchen Wörterbuch Platz haben dürfen, wird nicht erklärt.

Die Einträge sind jeweils so aufgebaut, dass auf den englischen Begriff in Klammern die Etymologie (Lateinisch und/oder Griechisch, oder auch Altfranzösisch etc.) folgt, danach die französische, spanische, italienische und deutsche Entsprechung und ein bis zwei englische Beispielsätze zum Gebrauch. Das sieht z. B. so aus (S.3):

abode *n* (early 12c as *abad*, later *abod* delay, OE *abidan*, see **abide**; 16c in the sense of »habitual residence«); **F** *demeure f*, *habitation f*, **S** *domicilio m*, *morada f*, **I** *domicilio m*, *abitazione f*, *dimora f*, **G** *Aufenthalt m*, *Wohnort m*; *dwelling*, *habitation*, *residence*, *my humble abode*, *law*: to have no **fixed abode** to have no permanent home.

Interpretationshilfen für knifflige Textstellen

Der Autor betont vorweg, er habe diesen ersten Teil seines Wörterbuchs unter Verwendung vorhandener Wörterbücher vollständig selbst verfasst und sich dabei von einer Gruppe namentlich genannter Linguisten beraten lassen. Hin und wieder unterläuft ihm bei der Auswahl des passenden Synonyms in den jeweiligen Sprachen aber ein Schnitzer: Während der englische *bouncer*, (»one whose job is that of standing at the door of a club and stopping unwanted people from entering«) auf Französisch (*videur*), Spanisch (*focado/a*, *gorila*) und Italienisch (*gorilla*, *buttafuori*) die passende Entsprechung findet, liegt der Autor im Deutschen mit »Angeber« daneben. Oder er erlaubt sich schwer nachvollziehbare Freiheiten. So hat er »der Einfachheit halber« bei Adjektiven auf die Angabe der Neutumsform im Deutschen verzichtet. Ob das so etwas wird mit der europäischen Idee?

Dennoch: in diesem Wörterbuch zu lesen macht Spaß, und der entsteht durch die Verbindung von linguistisch-historischer Etymologie und Wortsinn mit dem Eigensinn des Verfassers und seiner liebevollen Didaktik. Wer als Übersetzer Spaß am Umgang mit Sprache und ihren Möglichkeiten hat, kann in diesem Wörterbuch durchaus Interpretationshilfen für knifflige Textstellen finden. Die Gesamtheit lateinischer Wurzeln eines Begriffs plus vier Übersetzungen und Idiomatik vor sich zu haben, kann Brücken bauen auf dem Weg zum richtigen Wort, vielleicht auch zu dem richtigen Fremdwort, das einem gerade nicht einfiel, dem »Gorilla« zum Beispiel, der ein Angeber sein kann, aber nicht muss und so viel mehr ist als ein Türsteher.

Ob das Wörterbuch weitergeführt werden wird, ist laut Professor Merolle in *mente dei*, institutionelle Geldgeber seien nicht in Sicht, schließt er frustriert seinen Artikel im *European Journal* (über seine bisherigen Finanzierungsquellen verrät er nichts). Spender sind willkommen.

Karin Betz

Friedrich Hübner: *Russische Literatur des 20. Jahrhunderts in deutschsprachigen Übersetzungen. Eine kommentierte Bibliographie*. Köln: Böhlau 2012. 666 Seiten. 85 €

Seit der Kieler Slawist Friedrich Hübner vor Jahren um ein paar biografische Auskünfte über frühere Kollegen nachgesucht hatte, wussten wir von diesem Buchprojekt; keiner konnte ahnen, welch kolossales Geschenk er uns damit bereiten würde.

Hübners Bibliografie erfasst Erst- und Neuübersetzungen russischer Literatur zwischen 1900 und 1990. Gegliedert in zehn Kapitel, ungefähre Dekaden, wo die Geschichte nicht andere Zäsuren setzt. All dies »in größtmöglicher Vollständigkeit«: 3220 Titel. Ein phänomenaler Fundus, der einlädt zur Wiederentdeckung von Texten und Übersetzungen. Handbuch nicht nur für Slawisten, auch für Verlagslektoren und Scouts; eines, von dem wir geträumt haben.

Doch ist dem Buch gewissermaßen ein zweites eingeschrieben, das beinahe *noch* wertvoller erscheint. Zu jedem Kapitel gibt es einen ausführlichen Kommentar, der klug und umsichtig Aufschluss gibt über die Rahmenbedingungen, unter denen die gelisteten Titel entstanden. So wächst Hübners Arbeit sich aus zur Kultur- und Rezeptions- wie zur Verleger- und Übersetzungsgeschichte. Und ist so spannend zu lesen, wie man es von einer Bibliografie nicht erwarten kann.

Kolossales Geschenk

Notorisch folgt das Übersetzungsgeschehen den unerschütterlichen Stereotypen, wie Russland in den Augen der Deutschen ist resp. zu sein hat. (Gipfelnd in einigen Mystifikationen – vorgeblich übersetzte Romane vorgeblich russischer Autoren, die darauf aufsatteln.) Die längste Zeit freilich überblendet durch die ideologischen Grabenkämpfe der Systeme, was die Bandbreite der in West und Ost übersetzten Literatur letztlich ver-

doppelt hat – wir »Nachgeborenen« können das genießen.

Zahllose Details und Umstände sind zu erfahren; bekannte (zum Beispiel die Achmatowa-Übersetzung des Horst-Wessel-Lied-Autors Baumann, die Ingeborg Bachmann 1967 zum Auszug aus dem Piper-Verlag bewog) und noch viel mehr unbekannte. Eine meiner Lieblingsgeschichten handelt von der vergessenen Alja Rachmanowa, bettelarme Adelstochter aus dem Ural im Salzburger Exil um 1930, die ihre Tagebücher in »Nottranskription« auf lateinischer Schreibmaschine abtippt und eine Weltgesamtauflage von 2 Mio damit erzielt. 300000 in einem Jahr (1958) verkaufte Exemplare der »Schiwago«-Übersetzung sind bekannt, aber wer erinnert sich an 14 Auflagen von Dudinzews Tauwetterroman »Der Mensch lebt nicht vom Brot allein« beim »Stern« ein Jahr zuvor? Die Augen reibt man sich bei einer Paustowski-Ausgabe von 1969, die der katholische Regensburger Pustet-Verlag beim Dietz-Verlag der SED erwarb – in der Übersetzung des führenden Kulturfunktionärs Alfred Kurella ... Usw. usw.

»Sonderlehrgang für den slawistischen Nachwuchs«

Gebührend eingegangen wird auf unsere lieben Kollegen Altvorderen, oftmals durch Gnade/Schicksal der Geburt als Brückenbauer prädestiniert: Baltendeutsche (Johannes von Günther und seine Ambition einer 60bändigen Bibliothek der russischen Kultur, die er vor dem Ersten Weltkrieg dem russischen Großfürsten Konstantin Konstantinow, nach dem Zweiten dem DDR-Kulturminister J.R. Becher antrug, am Ende bekam er sie), Russlanddeutsche, russische Juden, Exil-Kommunisten, Exil-Antikommunisten oder z.B. Absolventen des »Sonderlehrgangs für den slawistischen Nachwuchs«, initiiert 1950/51 in Berlin/DDR von Claudia Steinitz' Großvater Wolfgang, der einige wichtige, bis in die Gegenwart produktive Übersetzer hervorbrachte.

Dieses Buch ist ein Glücksfall, der Obsession des Sammlers und Archivars zu verdanken, der einen Großteil der erfassten Bücher – Bibliotheksdienst hin, Online-Kataloge her – in der Hand gehalten, nicht wenige davon besessen hat. (Das Literaturarchiv in Marbach hat die Sammlung übernommen.) Dem Nutzwert des Buches steht das Vergnügen daran nicht nach. Noch besser ist nur, Hübner selbst über seine Funde referieren zu hören. So geschehen im Sommer 2013 in Berlin-»Charlottengrad« – und zwei von den vielen maßgeblichen Protagonisten seiner Jahrhundertzerzählung, der 96jährige Juri Elperin und der 90jährige Leonhard Kossuth, waren dabei. Kleine Sternstunde der Übersetzungsgeschichte.

Andreas Tretner

Hans Schemann / Idalete Dias: *Idiomatik Portugiesisch-Deutsch*. Hamburg: Helmut Buske Verlag; 2. durchgesehene Auflage 2013. 873 Seiten, € 78, ISBN 978-387548-635-3

Wer nicht fragt, bleibt dumm, das wussten schon die Macher der Sesamstraße. Im Portugiesischen ist man dann dumm wie eine Tür; im Deutschen wie Bohnenstroh – und wer das nicht weiß, schlägt nach und wird schlauer. Nur wo? Wer aus dem Portugiesischen oder einer anderen der sogenannten kleineren Sprachen übersetzt, weiß, dass es oft mühevoll bis aussichtslos ist, wirklich geeignete phraseologische Großwörterbücher zu finden. Allein aus diesem Grund verdienen H. Schemann, I. Dias und ihre MitarbeiterInnen Anerkennung für die Ausarbeitung des hier besprochenen Bands *Idiomatik Portugiesisch-Deutsch*. Es handelt sich dabei um den Umkehrband zur *Idiomatik Deutsch-Portugiesisch*, die ebenfalls 2013 im Helmut Buske Verlag wieder neu herausgekommen ist. Der vorliegende Band geht von den portugiesischen Äquivalenten aus, die zu den deutschen idiomatischen Ausdrücken erarbeitet wurden. Beide Bände zusammen stellen »die einzigen aktuell auf dem Markt verfügbaren Bücher dar, die die heute in Portugal gebrauchten

Ausdrücke lexikographisch-systematisch präsentieren und ihren Bedeutungsgehalt anhand von prägnanten Beispielen exemplifizieren«, wie Schemann in der Einleitung betont, womit auch gleich eindeutig geklärt wird, dass dieser Band nicht ausschließlich, aber vor allem als Arbeitswerkzeug für ÜbersetzerInnen aus dem europäischen Portugiesisch geeignet ist.

Vor allem für europäisches Portugiesisch geeignet

Den besonderen Wert dieses Bands bildet das überaus reiche, bis ins Detail aufgeschlüsselte und trotzdem übersichtliche idiomatische (und quasi-idiomatische) Material des Portugiesischen. Zudem erfüllt die *Idiomatik Portugiesisch-Deutsch* sowohl die Voraussetzung, in höchstem Maße nützlich und nur schwer durch andere Materialien ersetzbar als auch benutzerfreundlich gestaltet zu sein.

Jahrzehntelang diskutierte man in der *Idiomatik* darüber, unter welchem Stichwort mehrgliedrige Ausdrücke zu lemmatisieren seien. Wie gestaltet sich nun die Form der Einträge? Im vorliegenden Band sind sie streng durchalphabetisiert, mit zahlreichen Beispielen illustriert und in ihren unterschiedlichen Funktionen und Anwendungsgebieten aufgeschlüsselt. Die Einträge folgen der Reihenfolge Subst.-Verb-Adj.-Adv.; und in der Regel ist das angegebene Stichwort auch das Wort, das für den Wörterbuchnutzer spontan und für seine »Intuition« das Kennwort ist. Zahlreiche idiomatische Ausdrücke haben bekanntlich nicht nur eine, sondern häufig zwei oder mehrere Bedeutungen, die man, obwohl sie klar unterschieden sind, leicht verwechselt, die sich einerseits berühren und andererseits doch wieder voneinander abheben. Schemanns Beispiele erfüllen in vielen Fällen ihre Funktion, indem sie ein auf einen sprachlichen Ausdruck transponiertes Portrait geben. Nutzer, die sich jedoch eine Definition der in Frage stehenden Einheit wünschen, werden diese in der vorliegenden *Idiomatik* umsonst suchen.

Was die Spatzen leider nicht von den Dächern pfeifen

Kritisch muss angemerkt werden, dass die vorgelegte *Idiomatik Portugiesisch-Deutsch* sehr wohl eine Fülle portugiesischer Redewendungen zusammenträgt, die man in handelsüblichen portugiesisch-deutschen Lexika vergeblich sucht, sich gleichzeitig aber zahlreiche nicht finden lassen. Sicher kann man nie Vollständigkeit erwarten, und doch sinkt mein Nutzervertrauen in ein Nachschlagewerk idiomatischer Ausdrücke, wenn ich dann recht geläufige wie *um monstro sagrado* (»eine herausragende, berühmte Persönlichkeit«), *fazer alg. num oito* (»jdn. zu Brei schlagen«) oder *deitar mais achas na fogueira* (»Öl ins Feuer gießen«) nicht finden kann.

Erwähnen möchte ich auch, dass die *Idiomatik Portugiesisch-Deutsch* zwar sehr wohl ein geschlossenes Buch ist, sich der ganze Reichtum des Werks jedoch erst entfaltet, wenn man es zusammen mit dem Ausgangsband *Idiomatik Deutsch-Portugiesisch* verwendet.

Maria Hummitzsch

MAN KANN ES AUCH SO SEHEN: AN IHREM PC SIND SIE NIE ALLEIN!

Sind auch Sie verunsichert? Befürchten Sie, dass die NSA Ihre Daten absaugt? Dass irgendwo in Washington jemand auf Ihre Übersetzung grusinischer Lyrik stößt und sich den Kopf zergrübelt, welcher terroristische Geheimcode das sein könnte? Seien Sie unbesorgt. Die NSA guckt Ihnen weniger über die Schulter als Freund Google. Wie also können Sie sich schützen? Absolut gar nicht – es sei denn, Sie entsorgen Ihren Rechner. Relativ vorsorgen kann man aber schon.

Inkognito bleiben

Surfen Sie über anonyme Maschinen wie Ixquick (<https://ixquick.de/>) oder DuckDuckGo (<https://duckduckgo.com/>), das wir bereits letzthin vorgestellt hatten. Diese beiden fragen Google ab, ohne Sie preiszugeben. MetaCrawler (<http://www.metacrawler.com/>) und Metager (<http://metager.de/>) klappern mehrere Suchmaschinen anonym ab, ehe sie ein Ergebnis liefern.

Folgen Sie mir nicht unauffällig!

Firefox bietet einen »privaten Modus«, der zwar nicht vor Suchspionen schützt, Ihnen aber ermöglicht, den Häschern wesentlich weniger anzubieten. Klicken Sie oben links ins gelbe Firefox-Feld und entscheiden Sie sich für ein einmaliges Privates Fenster – da wird das Firefox-Fenster violett – oder gehen Sie über Einstellungen zum Register Datenschutz, wo sich allerlei an den kleinen Rädchen drehen lässt, etwa: Websites mitteilen, meine Aktivitäten nicht zu verfolgen. »Do not track!« heißt das in der englischen Version und teilt den von Ihnen besuchten Webseiten inklusive deren Reklame-Anhängseln mit, dass Ihr Surf-Verhalten nicht aufgezeichnet werden soll. Das erfolgt allerdings auf freiwilliger Basis, also seien Sie nicht zu naiv, was das Resultat betrifft. Hinweis: Ab Version 20 ist das Menu umfangreicher und etwas anders gestaltet als hier beschrieben.

Impressum

Übersetzen (ehemals »Der Übersetzer«) erscheint halbjährlich.

Herausgeber: Verband deutschsprachiger Übersetzer

literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V. (VdÜ)

in Zusammenarbeit mit der Bundessparte Übersetzer

des VS in ver.di, Paula-Thiede-Ufer 10, 10179 Berlin.

Bankverbindung

Inlandsüberweisung: EthikBank Eisenberg, Konto Nr. 320 91 56

BLZ 830 944 95

EU-Überweisung: EthikBank Eisenberg,

IBAN: DE86 8309 4495 0003 2091 56, BIC: GENODEF1ETK

Redaktion (verantwortlich): Dr. Sabine Baumann, Obermainanlage 21, 60314 Frankfurt am Main

Veranstaltungen: Gesine Schröder, Bürknerstraße 20, 12047 Berlin

Rezensionen: Anke Burger, 7081 Rue Waverly #5,

Montréal QC H2S 3J1, Kanada

Abonnements: Maike Dörries, Eichelsheimer Str. 6, 68163 Mannheim

Layout: Christoph Morlok, Mannheim

Gestaltung Umschlag: Rimini Berlin

Druck: Druckkollektiv Gießen

ISSN 1868-6583

Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Die Redaktion behält sich Kürzungen vor. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe.

Redaktionsschluss

Heft 1 (erscheint im April): 31. Januar

Heft 2 (erscheint im Oktober): 31. Juli

Winzigweich bietet eine ähnliche Lösung auch beim Internet Explorer 11, fordert Ihnen aber zunächst eine Turnübung ab. Voraussetzung ist, dass Sie den IE über eine Verknüpfung aufrufen. Die klicken sie nun mit der rechten Maustaste an und öffnen Eigenschaften – Verknüpfung – Ziel. Dort steht dann eine Angabe, die meist so aussieht: »C:\Program Files (x86)\Internet Explorer\iexplore.exe« Gehen Sie jetzt hinter das letzte Anführungszeichen und fügen dort –private an. Schließen Sie mit OK ab. Wann immer Sie von nun an den IE über diese Verknüpfung starten, bleiben Sie im Private-Modus.

An dieser Stelle müssten wir eigentlich auch über Cookies reden und über Passwörter und Passwortschutz und über temporäre Dateien und über die Gefahr, ganz dicke Spuren zu hinterlassen, wenn man sich aus einem Dialog nicht ausloggt. Machen Sie sich selbst schlau: beim Verbraucherschutz <https://www.verbraucher-sicher-online.de/>. – Und jetzt ganz rasch noch ein paar Tipps für Endverbraucher:

Wortanfänge oder Wortenden finden

Ganze Wörter zu finden (und bei Bedarf auch zu ersetzen), ist mit Word kein Problem. Aber Wortteile? Das klappt mit der erweiterten Suchfunktion. STRG+F (oder die Such-Funktion mit dem Fernglas – bei Start oben rechts. Dort auf die Schaltfläche erweitern klicken und bei Platzhalterzeichen verwenden ein Häkchen setzen. Das war's. In das Suchfeld setzen wir jetzt den gesuchten Begriff zwischen runde Klammern und eine spitze Klammer entweder vorne hin oder hinten weg. So sucht etwa <(bei) alle Wortanfänge mit bei, also beide, beinahe, Beinhaus, Beispiel und viel, viel mehr. Und (bei)> findet nebenbei und sonst nicht viel, weil das Wortangebot gering ist. Daher: je länger der Suchbegriff, umso besser wird die Trefferzahl eingeschränkt. Auch Unterscheidungen nach Groß- oder Kleinschreibung lassen sich erzwingen: dann kommt der entsprechende Buchstabe zwischen eckige Klammern: Bei <([B]ei) fällt z. B. beide raus, aber Beinhaus bleibt drinnen.

Wortanfänge, Wortenden und Wortmitten finden

Haben wir soeben behauptet, dass es nicht viele Wörter gibt, die mit bei enden? Irrtum! 15 immerhin findet <http://word-suche.com>, das zwar für Kreuzworträtsellöser gedacht ist, aber von uns genial zweckentfremdet werden kann, wenn's sein muss, sogar als Reimlexikon. Das Angebot: Fragezeichen für fehlende Buchstaben setzen oder ein Sternchen für alles, was es dazwischen gibt, oder einen Bindestrich für alles, was rausgeschmissen gehört. Also: Ku?pel findet Kumpel und Kuppel; fa??er findet unter anderem Fächer, Fahrer, Falter und Faröer. An die hundert Treffer, vom Fabeldichter bis zum Fayenceteller, spuckt das Programm bei fa*er aus; und sollten wir keinen Fachlehrer oder Facharbeiter wünschen, grenzen wir die Suche eben mit fa*er-ch ein. Das Programm kann noch mehr. Klicken wir einen gefundenen Begriff an, sagen wir: Falter, kommt im Sonderangebot eine wahre Fülle an Spielsachen: Wörter innerhalb falter, durch Länge / Wörter mit falter am Anfang / Wörter mit falter in der Mitte /

Wörter, mit falter am Ende / Wörter bildeten sich von falter, indem sie einen Buchstaben änderten / Wörter mit fa am Anfang / Wörter mit er am Ende / Wörter, die mit fal anfangen / Wörter mit endung ter und Wörter mit 6 Buchstaben, die mit f beginnen.

Bis demnächst.

Reaktionäre und -innen erreichen mich unter wolf.harrant@netway.at